



Der Gott der Dichter (6)

9. Arno Geiger (*1968)

Ich denke, es lohnt sich, auf die Stimme solcher »Gottvermisser« und Gottsucher wie Walser, de Botton oder Dworkin zu hören.

Zu ihnen gehört auch Arno Geiger. Dieser österreichische Schriftsteller versteht sich als moderner Zweifler. Er hat ein sehr persönliches Buch über seinen demenzkranken Vater geschrieben: »Der alte König in seinem Exil« (2011) – eine poetische, außerordentlich liebevolle und stellenweise überaus witzige Reflexion über den Umgang mit Krankheit und Tod. Das Buch wurde sofort zum Bestseller. Es handelt vom Abschiednehmen und ist zugleich ein leidenschaftliches Bekenntnis zum Leben. Leben entdecken im Abschiednehmen, im Sterben, könnte man das Buch zusammenfassen.

»Wenn die Mensch unsterblich wären, würden sie weniger nachdenken. Und wenn die Menschen weniger nachdenken würden, wäre das Leben weniger schön.« (S. 182; Zitate nach dtv 2012) Arno Geiger erzählt von einer fremden Welt, in die sein Vater langsam entgleitet, von der Hilflosigkeit der Familie. Er bringt zur Sprache, was lange verdrängt und verschwiegen wurde. Auch der Sohn muss lernen, mit Krankheit und Verfall umzugehen – für den Schriftsteller wird es ein Reifungsprozess:

»Ich würde sagen: ein Akzeptieren von Leben. Ein Akzeptieren, dass wir sterblich sind und mit einer noch stärkeren Bewusstheit, dass das Wissen um unsere Sterblichkeit, das Wissen um den Tod, eine Aufforderung ist, sich dem Leben

zuzuwenden und sich zu fragen: *Wie soll ich leben?*« – so in einem Interview im NDR.

Von Gott ist direkt nicht die Rede; und wenn, dann eher zwischen den Zeilen. Ohne die Symptome zu beschönigen, beschreibt Arno Geiger liebevoll den Abschied des Vaters aus der bewussten und klar erfassten Alltagswelt.

»Also, ich muss sagen, es geht mir gut. Allerdings unter Anführungszeichen, denn ich bin nicht imstande, es zu beurteilen.« (S. 17)

»Mich dürft ihr nicht vergessen. Das wäre ungerecht. – Das tun wir nicht. – Du, aber ganz so leicht ist das nicht! (S. 127)«

»Hast du Angst vor dem Sterben? – Obwohl es eine Schande ist, es nicht zu wissen, kann ich es dir nicht sagen.« (S. 173) Immer wieder sagt der Vater solche Sätze, die einem zu Herzen gehen, weil sie so offensichtlich hilflos daher kommen. Beim Lesen wird einem noch einmal ganz klar vor Augen geführt: Jeder Mensch hat seine Würde und seinen Wert unabhängig von der mentalen oder körperlichen Leistung, die er erbringen kann.

Arno Geiger bekommt noch einmal einen ganz neuen, tiefen und liebevollen Kontakt zu seinem Vater. Er lernt ihn, sein Leben, sein Verhalten besser verstehen. Für die beiden ist die Zeit der Krankheit trotz aller schmerzhaften Abschiede eine ganz wertvolle Zeit:

»Es war spürbar, wie die seit meiner Jugend gewachsene Distanz zwischen dem Vater und mir wieder kleiner wurde... Statt dessen freundeten wir uns nochmals an mit einer Unbefangenheit, die

Inhalt

■ Artikel

Dr. Ernst Öffner,
Der Gott der Dichter (5) 117

Hans Schlumberger,
Sprache der Befreiung? 121

Dr. Volker Schoßwald,
Erich Kästner 124

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 130

Dr. Richard Riess,
Weggang der Freunde 125

Dr. Reinhard Feldmeier,
Der Gott der Bibel 125

■ Aussprache

Ralph Knoblauch,
»DIE« Pfarrerschaft? 128

Wolfgang Rothe,
Wie es Euch gefällt? 128

■ Ankündigungen 130

wir der Krankheit und dem Vergessen zu verdanken hatten... Alle Konflikte, die wir gehabt hatten, blieben zurück.« (S. 73)

Immer wieder äußert der Vater den Wunsch, »nach Hause« gehen zu können. Aber es ist nicht das Haus, das er gebaut und zeitlebens gewohnt hat, nicht der Garten, nicht sein Bett. Was dann?

(Der Sohn zum Vater:) »Willst du nicht ein bisschen fernsehen?«, frage ich...

(Der Vater:) »Ich möchte lieber heimgehen.«

(Der Sohn:) »Du bist zu Hause.«

»Wo sind wir?«

Ich nenne Straße und Hausnummer.

»Na ja, aber viel bin ich hier nie gewesen.«

»Du hast das Haus Ende der fünfziger Jahre gebaut, und seither wohnst du hier.«

Er verzieht das Gesicht. Die Informationen, die er gerade erhalten hat, scheinen ihn nicht zu befriedigen. Er kratzt sich im Nacken:

»Ich glaube es dir, aber mit Vorbehalt. Und jetzt will ich nach Hause.« (S. 13)

Alzheimer, die Krankheit seines Vaters, sieht Geiger auch als die Krankheit unserer Gesellschaft: Der Überblick ist verloren gegangen, rasante, nicht mehr wirklich nachvollziehbare Neuerungen erzeugen Orientierungsprobleme und Zukunftsängste. Die »festen Pfeiler« wie Familie, Religion, Geschlechterrollen, Vaterland sind unsicher geworden oder geschwunden. Alzheimer ist eine Krankheit, die, so Geiger, zugleich Ausdruck einer »tiefen Heimatlosigkeit« ist. Mit der Sehnsucht nach Heimat sucht der Vater das, was ihm im Laufe der Krankheit verloren gegangen ist und immer weiter verloren geht: Geborgenheit.

»Der quälende Eindruck, nicht zu Hause zu sein, gehört zum Krankheitsbild. Ich erkläre es mir so, dass ein an Demenz erkrankter Mensch aufgrund seiner inneren Zerrüttung das Gefühl der Geborgenheit verloren hat und sich an einen Platz sehnt, an dem er diese Geborgenheit wieder erfährt. Da jedoch das Gefühl der Irritation auch an den vertrautesten Orten nicht vergeht, scheidet selbst das eigene Bett als mögliches Zuhause aus.« (S. 13)

...erst Jahre später begriff ich, dass der Wunsch [des Vaters] nach Hause zu gehen, etwas zutiefst Menschliches enthält... Diesen Ort des Trostes nannte der Vater Zuhause, der Gläubige nennt ihn Himmelreich.« (S. 56)

Und er, der ehemalige Ministrant, sagt

im Interview: »Ob ich jetzt gläubig bin oder nicht – ich hätte auch gerne so einen Ort, an dem ich geborgen bin.«

»Ich wollt, dass ich daheim wär...« Es ist aufschlussreich, dass das Wort »Himmel« eine sprachliche Verwandtschaft mit dem alten deutschen Wort »Heime« für »Heimat« hat. Wo ist unsere letzte »Heimat«, zu der wir unterwegs sind? »Wohin sind wir unterwegs?« (Christa Wolf)

Ich finde es hilfreich, auf Schriftsteller zu hören, die nicht unbedingt glauben, aber sich mit den Grundfragen des Lebens auseinandersetzen, mit den Grenzen des Lebens, wo diese Fragen nach dem Sinn des Lebens und damit nach Gott unweigerlich aufbrechen.

Vielleicht haben sie keine Antworten parat, jedenfalls keine schnellen Antworten. Und sie wollen auch nicht die traditionellen kirchlichen Antworten übernehmen. Aber sie können uns auf die Spur setzen, um zu einer eigenen Antwort zu finden.

Arno Geiger sagt es so:

»Dann ist eben die Frage: wie ist das mit dem Tod und was kommt danach? Aber da lass ich mich überraschen. ...ich bin Agnostiker, ... ich bin kein Atheist. Ich sag: ich weiß es nicht, aber ich bin einmal gespannt.« (Interview, NDR)

Das ist ein wesentlicher Halbsatz mehr, als was Christa Wolf sagen kann. Und vielleicht können wir Christen auch nicht viel mehr sagen, ohne uns zu übernehmen. Wir haben Bilder für unsere letzte Heimat. Und wir haben das Versprechen Jesu: Ihr werdet erwartet. »In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen.« Ich denke, das genügt. Wir dürfen gespannt sein.

10. Christoph Schlingensiefel (1960 – 2010)

Christoph Schlingensiefel ist kein Literat, kein »Dichter« im engeren Sinne. Aber als dem provokativen Multi-Künstler (Musiker, Film-, Theater- und Opernregisseur, Autor, Aktions- und Installationskünstler) im Januar 2008, im Alter von 47 Jahren, die Diagnose »Lungenkrebs« eröffnet wird, dokumentiert er in einem täglichen Diktat den Verlauf seiner Erkrankung, seine Gedanken und Empfindungen bei der Behandlung, das Auf und Ab der Gefühle, seine Hoffnung, Verzweiflung und Wut. Und seine beständige provokative Auseinandersetzung mit Gott: »So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein! Tagebuch ei-

ner Krebserkrankung« (2009). So nennt er sein Buch.

Schon wenige Tage nach der Diagnose beginnt Schlingensiefel zu sprechen: mit sich selbst, mit Freunden, mit seinem toten Vater, mit Gott. Er diktiert seine Gedanken täglich in ein Diktiergerät, das diese »Gespräche« und Selbstreflexionen aufzeichnet. Er umkreist seine Krankheit, sein Leben: Was bin ich gewesen? Was bleibt? Wie kann ich weiter arbeiten? Vor allem aber: wie will ich sterben? Was soll die Nachwelt von mir halten? Und: Wo ist eigentlich Gott? Er ist in seinen radikal ehrlichen Diktaten auf der Suche nach sich selbst, nach seinem Leben und seiner Würde, auf der Suche nach Gott.

Es ist ein Ringen mit sich selbst, mit Gott – am Anfang noch voller Optimismus und Hoffnung, bald aber mal wütend, mal verzweifelt, trotzig, traurig, kein Blatt vor den Mund nehmend, ein tosender Überlebenskampf.

Warum er das macht, diese festgehaltenen Gedanken sich selbst und anderen zuzumuten? Dem Text vorgesetzt hat er, unterzeichnet mit C.S., einen kurzen Satz, der vermutlich seine Motivation angibt:

»Auf dass die kreisenden Gedanken endlich ihren Grund finden«

Und so kommen, offenbar aus der Tiefe seiner Erinnerung, Relikte seiner Frömmigkeit: seine Zeit als Ministrant, seine Mitarbeit in der Katholischen Jugend. Er liest (wieder) die Bibel:

»Habe mir heute ein Buch gekauft: »Die Bibel. Was man wirklich wissen muss von Christian Nürnberger. Das lese ich jetzt, weil ich merke, dass ich die wichtigsten Geschichten vom Alten und Neuen Testament gar nicht mehr kenne, obwohl ich Messdiener war und Religionsleistungskurs hatte.« (S. 15)

Und er betet wieder:

»Gestern Abend habe ich noch gebetet. Das habe ich ewig nicht mehr gemacht. Wobei mir vor allem dieses leise Sprechen, das Flüstern mit den Händen vor dem Gesicht, gutgetan hat, so wie nach dem Empfang der Hostie, wenn man bei sich ist und den eigenen Atem hört und spürt. Ich habe mir selbst zugehört, die Angst in meiner Stimme gehört. Einen Moment zu haben, wo nicht alles schon wieder auf der Bühne oder auch im Leben ausgesprochen ist, so eine Grenze, eine Hemmung zu spüren, ist ganz wichtig und richtig.« (S. 18)

Meine Beziehung zu Gott hat sich jedenfalls aufgrund der extremen Situation verändert. Man wundert sich, wie

schnell das geht: Man hat sich von der Kirche abgewendet, und plötzlich ist man wieder da. Aber ich bin eigentlich gar nicht bei der Kirche. Mit diesem ganzen Brimborium kann ich nichts anfangen... Das ist es nicht. Sondern ich will mehr wissen über Jesus, mehr wissen über den Gedanken Gottes und über das Prinzip Leben, zu dem auch das Sterben gehört, das Sterben, zu dem auch das Leben gehört. ...

Ich habe jetzt vor dieser PET-Untersuchung ein bisschen Lampenfieber, aber eigentlich bin ich guter Dinge und wünsche mir, mich in diese Stimmung übergeben zu können, die ich vor ein paar Tagen hier unten in der Krankenhauskapelle gespürt habe. Als ich einfach in der Wärme geborgen und beschützt war. « (S. 21)

Aber das war vor der endgültigen Diagnose und vor der Operation. Noch hatte er seinen Optimismus und hoffte »auf alle Kräfte, die so herumfliegen,...dass sie mich auf einen guten Weg schicken.« (S. 21)

»Aber dann ist die Angst gelandet« (S. 24). Ihm ist wichtig, sein Leben zu ordnen, seine Hinterlassenschaft:

»Ich brauche jetzt hinter mir einen aufgeräumten Laden. – ...ich will dann sehen können, dass die Ereignisse meines Lebens zusammenhängen, dass meine Arbeiten sich aufeinander beziehen...« (S. 32)

Aber dann kommt das Aufbegehren. Die Wut. Ich bin so beleidigt, so dermaßen beleidigt und verletzt von dem Ding. Mit 47 Jahren. Ist echt eine unglaubliche Beleidigung.« (S. 72)

Jetzt beginnt die Auseinandersetzung mit Gott, das Aufbegehren, die Aggression, der Kampf:

»Ich bin zutiefst verletzt in meinem Gottvertrauen, in meiner Liebe zum Leben, zur Natur – ich will mich nur noch betrunken unter den Sternenhimmel von Afrika setzen und mich auflösen. Warum nicht? Aber dann kommt das christliche Geschwätz, seinen Mann nicht gestanden, sich der Sache entzogen, dem Problem entzogen, wir haben doch alles getan, Intensivmedizin stand zur Verfügung, und er hat sich einfach hängen lassen. Da kann ich nur sagen, bei Jesus gab es auch keine Intensivmedizin, der hat sich auch hängen lassen. Und überhaupt: Jesus am Kreuz ... hat stundenlang gelitten... – das ist doch lächerlich im Vergleich zu einem Krüppel, der sein Leben lang rumliegt oder auf einem Beinestumpf durch Nepal rutscht. Der leidet sein Leben lang. Was

sind degegen drei Stunden am Kreuz? ... Ja, mein Gott, das muss man doch mal sagen dürfen, verdammt!

Aber es lohnt sich nicht, große Töne zu spucken und über Gott und Jesus her-zuziehen. Dass es dich gibt, Gott, dass es ein göttliches Prinzip gibt, das glaube ich schon. Trotzdem will ich im Moment in Ruhe gelassen werden, will wegkommen von diesem christlichen Schmier, den man mir beigebracht hat. Von diesem Dreck. Das ist nix. Das hat nichts mit dem göttlichen Prinzip zu tun.« (S. 52 f.)

Man merkt: er kommt nicht los von Gott. Gott, wo bist du? Bist du da, da bei mir? Was ist das »göttliche Prinzip«? Reicht das in der Angst? Immer wieder beschäftigt er sich mit Jesus. Der wird am Kreuz für ihn fast zum Vorbild:

»Aber es gibt auch den großen Frieden, auf ein Kreuz zu blicken und mich zu ergeben und fallen zu lassen.« (S. 44)

Später, an anderer Stelle:

»Ach, ich bin leer, ich bin tot, ich bin aus. Flamme aus. Vorher aber noch die große Erleuchtung. Jesus hat sich mir, Christoph Schlingensief, in der Kapelle gezeigt, indem er mich verstummen ließ, und plötzlich wurde alles warm... Das war ein schönes Erlebnis, kann ich nicht abstreiten. Hat mir was gebracht. Fand ich schön. Aber Jesus ist trotzdem nicht da. Und Gott ist auch nicht da. Und Mutter Maria ist auch nicht da. Es ist alles ganz kalt. Es ist keiner mehr da. Alles ist tot. Und es ist gut so, dass es so ist. Ich will wenigstens einmal ganz alleine sein. Ich habe das Recht dazu! Das Recht habe ich! Alleine sein...« (S. 71)

Aber gleich am nächsten Tag:

»Ich muss da jemanden finden, der mich in dieser Angst begleitet, weil ich glaube, dass ich das alleine nicht schaffe.« (S.75)

Und in all dem Hin und Her der Gefühle, all seiner Ablehnung, all seiner Wut und Aggressivität kommt er nicht los von Jesus, von Gott, und er entdeckt:

»Man muss doch irgendwie dafür sorgen, dass all das alberne Geschwafel über Gott, Jesus und noch ein paar Damen aufhört. Damit wir begreifen lernen, dass es im Kern um eine Beziehung zum Leben geht, die auch den Tod integriert, die auch das Scheitern mit einbezieht, die nicht nur von Schönheit und Erfolg ausgeht, sondern auch mit Hässlichkeit und Misserfolg rechnen lernt. ...

Lieber Gott, ich würde so gerne sagen, dass ich auf dich und deine Leute schei-Be. Aber das schaffe ich nicht. Noch

nicht. Kann nur sagen, lasst mich einfach in Frieden... Ist schon alles ganz richtig so... Gute Nacht. « (S. 56 f.)

Am nächsten Tag, nach einer neuerlichen Untersuchung, diktiert er:

»Die Wut von gestern ist heute schon fast wieder verflogen...

Natürlich ist mir Jesus mit seiner komischen Leidensnummer nahe. Er hat es geschafft, so viele Gedanken in Gang zu setzen wie kein anderer Mensch. Das heißt, er hat Leiden produktiv gemacht. Und das ist toll. Mein Kampf richtet sich gar nicht gegen Gott oder gegen Jesus, aber ich möchte sagen können: Leute, ich danke schön. Ich bin mit euch weiter verbunden. Das geht gar nicht anders. Aber ich knie nicht mehr nieder, ich sing kein Halleluja mehr oder sonst was... « (S. 58)

Und dann bedenkt er intensiv sein Sterben. Wie er sterben will »Ich will mich nicht in der Schweiz einschläfern lassen, an irgendeiner Raststätte oder in einem Hotelzimmer – das ist ja grauenhaft, das hat doch mit Freiheit nix zu tun« (S. 63), ob und wo er sein Grab haben will.

»Ich will mein Sterben aushalten. Sicher bin ich feige, habe Angst vor den Schmerzen und merke auch, dass ich da in meinem christlichen Glauben noch einige Diskussionen führen muss...

Irgendwann möchte ich sagen dürfen: Ich gehe jetzt den Schritt in den Tod, in diese andere Welt oder in das Universum...

Die meisten Leute wollen nach Hause, ich will eben weggehen. Und zwar möglichst an einen Ort in Afrika. Und ich erhoffe mir, mich dort als Person in ihrer ganzen Absurdität irgendwie zusammenführen zu können. Als Bild stelle ich mir eine Art Auffanggefäß vor. Eine Arche... Alles, was wichtig ist, wird gesammelt und in einem Kasten zusammengeführt. Das ist eigentlich trivial, wirkt vielleicht auch lächerlich oder anmaßend. Aber ich glaube, der Gedanke, sich am Ende irgendwie zu sammeln, zusammenzusammeln, bedeutet etwas sehr Schönes.

Deswegen muss ich vielleicht zu dem Urgedanken zurück, den ich ja schon vor einem Jahr hatte: Ich baue ein Opernhaus in Afrika. Und diese Oper, die ich baue, bekommt eine Krankenstation, eine kleine Schule, eine Herberge, eine Kirche [!] und Probebühnen... Aber im Kern wird da ein Opernhaus als Arche gebaut. (S. 62–64)

Ja, und »dann schreibt er selbstkritisch: »Jetzt denkt man wahrscheinlich, ich sei völlig auf dem religiösen Trip gelandet.

Aber das stimmt nicht, für mich geht es einfach um einen extremen Wendepunkt in meinem Denken. Und der tut weh, macht aber auch high, vielleicht auch ein wenig irre.« (S. 86 f.)

Und so geht es weiter, Tag für Tag. Gute Tage, schlechte Tage. Auf und Ab. Wütendes Aufbegehren, weises Sich-Ergeben. »Ich will nicht sterben! und begreifen, dass man manchmal nichts machen kann (S. 83 u. 85). Es geschehe. Let it be.« (S. 86)

Und es hilft ihm – er wundert sich selbst – wenn seine Freundin Aino mit ausdauernder Geduld bei ihm sitzt, mit ihm redet, oder eine andere Freundin ihm, als er weint, einfach die Hand auf den Kopf legt. »Und ich habe gespürt, wie gut mir solche Gesten der Wärme tun, wie schön es ist, einen Funken Liebe zu empfangen. Zurzeit bekomme ich viele Funken Liebe geschenkt.« (S. 93)

Besonders anrührend ist eine Stelle, wo er beschreibt, dass er sich mit seiner Freundin Aino über das Thema Religion zerstritten habe – und warum ihm Religion wichtig ist.

»Nach dem Abendessen haben wir ein bisschen dies und das geredet und irgendwann kamen wir auf die Religion zu sprechen. Das war erst schrecklich schwierig. Ich wollte wissen, was sie von Gott, Jesus und Maria hält. Nein, stimmt gar nicht. Eigentlich habe ich nur gefragt, ob sie an Gott glaubt. Und da hat sie eher abgewinkt und mir erzählt, dass sie mit all dem Jenseitsdenken nicht so viel anfangen kann, dass sie eher die kleinen, irdischen Dinge liebt, die Natur und was weiß ich.« (S. 126)

C.S. reagiert darauf – ihm selber eigentlich unverständlich – aggressiv, sie versteht nicht, warum. Aber dann:

»Das ist auch etwas Positives an der Situation hier, dass man sanfter miteinander umzugehen lernt. Vielleicht auch, dass man nicht so schnell aufgibt, dass man wirklich versucht, den anderen zu verstehen, und sich bemüht, verstanden zu werden. Als Aino kurz auf dem Klo war, habe ich jedenfalls mit mir selbst gesprochen..., habe gesagt, ich muss ihr das jetzt lassen und sie muss mir das lassen. Keiner kann und darf dem anderen jetzt irgendetwas aufzwingen. Und als sie wiederkam, habe ich einfach versucht zu erklären, was mir meine drei Leute da oben bedeuten [S. meint: Gott, Jesus, Maria – die katholische Trinität; was sie ihm jeweils bedeuten, entfaltet er nachher]. Das ist natürlich auch nicht so leicht gewesen. Aber schafft das heutzutage überhaupt jemand, über

seinen Glauben, von mir aus auch über seinen Nichtglauben, zu sprechen, ohne ins Rutschen zu kommen? Meistens wird doch sowieso einfach geschwiegen. Aber Aino hat geduldig zugehört, auch als ich mich verzettelt habe, sie hat gemerkt, wie wichtig mir das ist. (S. 127) ... eins ist klar: Ich bin kein Atheist. Und ich kann jetzt auch nicht sagen, na gut, das Universum ist irgendwie so etwas Höheres. Nee, ich brauche das konkrete: Mit Maria, Jesus und Gott, mit diesen dreien, möchte ich auf alle Fälle weiterleben. Das ist die Hauptsache... Das Wichtige ist jetzt erst mal, das ich mit ihnen meinen Frieden habe... Und dass ich geliebt werden will. Und dass ich mich selbst lieben will. Und dass ich mich nicht mehr bestraft fühlen möchte, weder von anderen noch von mir selbst... Dass ich jetzt Krebs habe, gut, das ist scheiße. Wer da was verbockt hat, weiß ich nicht, warum das so ist, weiß ich auch nicht. Aber es handelt sich nicht um eine Bestrafung, vor allen Dingen nicht um eine Selbstbestrafung. Wenn ich das begreife, kann ich mich auch in die Hände von Jesus, Maria und Gott begeben. Diesen Schritt muss ich für mich gehen. Ich bin nicht stark. Ich will mich lieber fallen lassen.« (S. 129 f.)

Am 27. Dezember spricht er das letzte Mal ins Diktiergerät. Er berichtet, dass er ein wunderschönes Weihnachtsfest hatte – obwohl er eigentlich mit Weihnachten nichts zu tun haben wollte: »Zum letzten Mal! – dieser Gedanke saß in mir fest. Aber dann erzählt er von seinen zwei »Weihnachtswundern: ein Gespräch mit seiner Mutter – endlich – und der Aussöhnung mit dem verstorbenen Vater. Das war das erste wunderbare Erlebnis (S.252).

Das zweite Weihnachtswunder war ein Telefonat mit meinem Patenonkel. Er ist 87 und streng religiös, aber gestern erzählte er mir, dass er mit seinen 87 Jahren auch immer noch keinen Weg zu Gott gefunden habe. Dass er sich vor Kurzem sogar ein Buch gekauft habe, um sich das Vaterunser erklären zu lassen – so verzweifelt sei er, weil er nicht wisse, ob Gott wirklich da sei, worauf er sich eigentlich verlassen solle. Das sagt mir mein 87-jähriger Patenonkel, der meine Arbeit unablässig als zerstörerisch kritisiert hatte. Der erklärt mir plötzlich: Ja, ich habe auch manchmal das Gefühl, von Gott verlassen zu sein, ich weiß auch nicht, wie ich mit ihm zusammenkommen soll.

Tja, das ist eben das Paradox mit Gott. Da ist einer weg, ist nicht da, aber trotzdem

ganz nah bei uns. Wenn jemand nicht da ist, dann ist er vielleicht einfach das Ganze... Dann kann er alles sein und selbst in seiner Abwesenheit anwesend sein.« (S. 253 f.)

Nach der Abfassung des Buches und der Korrektur der Diktate schreibt Schlingensiefel vor dem Text eine Art Resümee. Sensible, wirklich hilfreiche Ratschläge für Erkrankte ebenso wie für deren Begleiter. Er schließt am 24.3.2009 mit einem Wunsch an die Kirche, jedenfalls an die kirchliche Tradition, wie er sie offenbar kennen gelernt und erlebt hat. Vielleicht fassen die Worte seine Erkenntnis am Ende zusammen:

»Nicht zuletzt wünsche ich der Kirche, dass sie aufhört, uns mit den Geheimnissen des Jenseits unter Druck zu setzen. Das Leben ist zu schön, um uns Menschen permanent mit kommendem Unglück zu drohen. Gottes Liebe und Hilfe – egal, wer oder was das auch sein möge – sind keine Erziehungsdrops. Die Liebe Gottes manifestiert sich vor allem in der Liebe zu uns selbst! In der Fähigkeit, sich selbst in seiner Eigenart lieben zu dürfen, und nicht nur in dem, was wir uns ständig an- und umhängen, um zu beweisen, dass wir wertvoll, klug, hübsch, erfolgreich sind. Nein! Wir sind ganz einfach wunderbar. Also lieben wir uns auch mal selbst. Gott kann nichts Besseres passieren.« (S. 10 f.)

Am Ende: in der Sprache eines Künstlers nichts anderes als die alte biblische, reformatorische Rechtfertigungsbotenschaft. Offenbar trägt sie, noch im Angesicht des eigenen Todes. Kein halbes Jahr später stirbt Christoph Schlingensiefel.

Dr. Ernst Öffner, OKR i.R.,
Neuendettelsau
(Schluss im nächsten Heft)

Weil wir den Aufsatz von Dr. Alexander Deeg wegen der besseren Lesbarkeit in der letzten Nummer ganz und nicht mit einer Fortsetzung abgedruckt haben, entfällt diesmal unser »update«. Wir hoffen, die Serie in der nächsten Nummer fortsetzen und im Dezember abschließen zu können.

Sprache der Befreiung?

Kanzel und Dialekt

– Wolfgang Buck,
dem präzisen Anarchisten,
Günther Hiebleitner,
dem Poeten der leisen Töne,
Helmut Haberkamm,
dem zarten Lakoniker,
in stiller Verehrung –

Was die Sprachen ihres alltäglichen Umgangs angeht, sind Pfarrerskinder interkulturell trainierte Akrobaten. Sie wachsen mehrsprachig auf. Auch ohne Lebensphasen in Tanzania oder Papua Neuguinea. Gerade auf dem Land: Im Schulbus unterhalten sie sich im Alltagsdialekt der Gleichaltrigen, oft unterlegt mit der Dialektfärbung der Region, aus der sie vor einiger Zeit hergezogen sind. In der Schule fallen sie oft durch ihre Gewandtheit im Schriftdeutschen¹ auf. Im Sportverein herrscht eine andere Szenensprache vor als in der Disco. Am Esstisch zu Hause vernehmen sie eine Mischung verschiedener fränkischer, bairischer, schriftdeutscher und / oder schwäbischer Idiome: die Umgangssprachen ihrer Eltern, geformt von deren sprachlichen Biographien, Kompromisse also zwischen der Beharrlichkeit der Ursprünge, dem Wunsch, sich nacheinander den Dialekten verschiedener Gemeinden anzupassen, und dem Bedürfnis, sich, je nach Selbstverständnis, mehr von der gehobenen Sprache anderer Akademiker oder vom Dialekt des *Am-haArez* abzusetzen. Sind sie Pfarrerin oder Pfarrer, so pflegen die Eltern daneben mitunter sensible und präzise Sprachen der Seelsorge und der Predigt und sind im Kontrast dazu einem schauerhaften betriebswirtschaftsorganisationsspiritualitätentwicklerischen Kauderwelsch der kirchlichen Funktionärszenen ausgesetzt, das sich vor allem durch seine Hermetik und eine gewisse (leider nicht

¹ Ich verwende die Worte »Schriftsprache« und »Schriftdeutsch«, weil sie sich als annähernde Synonyme für »Bücherei-« oder »Hochsprache« eingebürgert haben. Für die Sprache der Predigt muss klar sein, dass sie eine vor dem verlesenen Wort der Heiligen Schrift verantwortete gesprochene Sprache ist, die die Sprachkonventionen des Schriftlichen meiden muss, auch wenn sie aus Gründen der gedanklichen und sprachlichen Disziplin und der Gedächtnisschwäche vorübergehend zu einem Manuskripttext geronnen war und auf der Kanzel erneuter Verflüssigung bedarf.

verbale, wohl aber praktische) Gottlosigkeit auszeichnet.

Dialekt?

Die Füchse haben Gruben. Die Vögel unter dem Himmel haben Nester. Des Pfarrers Kind hat nicht einmal einen ordentlichen Dialekt.

Seine Eltern freilich mühen sich möglicherweise seit einiger Zeit genau um den. Eine vollere Kirche verheißt die Dialektpredigt, eine pointiertere Weise des Ausdrucks, einen Nachweis, dass man doch gar nicht so sei, wie »die Pfarrer« eingeschätzt werden, den Geruch des Volkstümlichen, eine freundliche Presse, tiefes Aufatmen selbst bei denen, die nichts davon wissen, wie die bürgerlich gebildete Geistlichkeit vor gar nicht langer Zeit den Leuten den Dialekt austreiben wollte; denn solche Demütigung hat sich eingebrannt ins kollektive Gedächtnis.

Dialektpredigt also. Gehalten fast immer von einer/einem, die/der in keinem Dialekt mehr zu Hause ist. Ist sie oder er ein Sprachgenie, konkret ein Genie im genauen Zuhören, und schon längere Zeit am Ort, so wird er oder sie vielleicht das Kunststück vollbringen, der Gemeinde etwas von ihrer Sprache wiederzugeben. Ganz wörtlich: wieder-zu-geben. Das wird man ihr oder ihm danken. In erster Linie nicht wegen der Sprache – die hört man ja alle Tage, und den Gottesdienst wünscht man sich würdig. Den Dank haben die Fähigkeit zuzuhören und der Respekt erworben, der sich darin zeigt – nach jahrhundertelanger Verachtung des Dialekts. Paulus sagt ja I Kor 9 nicht, mit den Griechen rede er halt griechisch und mit den Juden eben aramäisch. Den Griechen ein Grieche, den Juden ein Jude *werden* und *sein*, das ist – bescheidener: das *wäre* die Kunst. Sind wir solche Genies im Zuhören und Wieder-Geben? Unsere Ehepartner können darüber Auskunft geben, unsere erwachsenen Kinder, die schwierigeren unter unseren Seelsorgeklienten. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind wir's längst nicht in dem Maße, wie wir meinen. Und gerade wenn wir authentisch sein wollen, reden wir eine Mischsprache mehrerer durch diverse Möbelwa-

gen miteinander verbundener Ortschaften und Regionen. Man kann sich aus dem Dilemma herausmogeln mit der Behauptung, man rede eben »fränkisch«, »bairisch« oder »schwäbisch«. Nur: Wer in Karlstadt oder in Helmbrechts aufgewachsen ist, hat einmal Koarschterisch oder Hellmitzerisch gehört und vielleicht sogar gesprochen, aber nicht »fränkisch« – was immer letzteres sein mag.

So geschieht oft, was passieren muss, wenn ein Unbeheimateter als Heimatgarant beansprucht wird oder sich selbst als solcher andient: Er müht sich ab und findet sich, weil er's nicht besser weiß, ziemlich gut. Artig dankt man ihm – für die als redlich erlebte Bemühtheit, für den Versuch einer Rückgabe und den Mut zur Abwechslung, und spürt doch genau: Authentisch – nein, authentisch war das nicht. Denn niemand kennt den Dialekt eines Ortes so genau wie die, die dort aufgewachsen sind.

Warum denn nicht eine/einen von ihnen bitten? Den Hintertupfingern ein Hintertupfinger sein – das ist ein Charisma, das in Hintertupfung zu finden sein wird. Notfalls auch in Vordertupfung. Im Pfarrhaus freilich eher nicht. Ist dieses Charisma freigelegt und berufen, dann kommt es nur noch auf eine pastorale Kardinaltugend an: Ob ich alles selber machen muss oder die Charismata der anderen zu schätzen und mit den meinen zur wechselseitigen Ergänzung zu bringen vermag. Ungezählte Möglichkeiten tun sich auf: Miteinander einen Text vorbereiten. Metaphern und Bilder suchen und prüfen. Versuche zur weiteren Verarbeitung vorlegen und die Kränkung aushalten, die es bedeutet, wenn eigene Lieblingsformulierungen durch trefflichere ersetzt werden.

Eines wird sich schnell zeigen: Von der Schreibtischsprache in den Dialekt »übersetzen« – das geht nicht. Das gibt einen Krampf. Dialekte sprechen nicht nur bildhafter, sie sprechen in anderen Bildern als die Schriftsprache. Treffend spricht eine Mundart, wer in ihr denkt. Das haben wir Pfarrersleute meistens verlernt. Wenn ein im Gelehrtendeutsch verfasster Text beim Umarbeiten in den Dialekt nicht kräftig Federn lässt und sich verändert, dann war er vermutlich (aber unwahrscheinlich) genial einfach und bildhaft. Oder die Überarbeitung war leider (aber wahrscheinlich) oberflächlich.

Die Mühe und der Ärger, die das mit sich bringt, sind heilsam. Vieles, was am Schreibtisch geht, geht im Dialekt nicht.

Dialekt duldet keine Schachtelsätze. Er kennt kaum Kommata. Fast nur Punkte. Bei Abstracta streikt er. So nötigt er zum klaren Denken. Schritt für Schritt. Davon wird, wer dem Volk aufs Maul schaut, viel lernen² für die schriftdeutsche nicht weniger als für die Predigt im Dialekt.³

Das klingt eher noch formal. Aber auch materialiter lässt ein brauchbarer Mundarttext vieles nicht zu. Von schwäbischen und bairischen Dialekten verstehe ich nichts. Für die Dialekte der Landschaften in Unter-, Ober-, und Mittelfranken, in denen ich bisher zugehört, gearbeitet und versuchsweise⁴ auch gesprochen habe, kann ich einiges an Gemeinsamem feststellen:

- Pathos geht nicht. Pathos lächerlich machen, aus Aufgeblasenem die Luft rauslassen, geht ausgezeichnet, fast zu leicht. Leiden lässt sich leise erzählen, besser zwischen als auf den Zeilen. Leidenschaft fast nur durch die Haltung des Erzählenden.
- Das Krachende setzt sich schneller durch, gewiss. Was berührt, wird leise gesagt.
- Monologe mit mehr als drei Sätzen kommen so gut wie nie vor. Stärker in Authentizität und Wirkung sind kurze, pointiert treffende, etwas aufbrechende oder lösende dialogische Einwürfe, oft nur in zwei, drei Worten.⁵
- Gelegentlich verführt Dialekt zum kleinbürgerlichen Moralisieren. Als

2 Luther in seinem Sendbrief vom Dolmetschen (WA 30/II, 622-644, das häufig bemühte Maulzitat S. 637) hat eher diese Art des Lernens gemeint als dass Mundart auf die Kanzel gehöre.

3 Aber besser erst mal für ein, zwei knapp pointierte Dialektsätze oder -wendungen, im Gemeindebrief vielleicht – dann irgendwann auch auf der Kanzel. Lieber wenig und dafür treffend. Wer einen wirklich Dialektkundigen gegenlesen lässt, erspart sich und den Hörenden Peinlichkeiten.

4 Auf die Kanzel oder gar an den Altar hätte ich mich damit nie gewagt. Meiner Einschätzung nach hätte sich der Eindruck des der heiligen Handlung peinlich Unangemessenen eingestellt, der im Gottesdienst auch bei authentisch gesprochener Mundart nur schwer zu vermeiden ist und seinen Grund in einem Mangel an jener Demut hat, die konkret wird in einer gewissen Scheu vor dem biblischen Text und dem, was er bezeugt, und in sprachlicher Präzision.

5 Ich halte deshalb für Dialekt in Verkündigung, Gemeindebrief und Seelsorge die kleine, »apophthegmatische« Form für eher angebracht als das Epos oder auch nur Episode oder Diatribe – oft nur ein zitierter Satz im Kontext der Schriftsprache.

wir klein waren, hat er in kleinstädtisch-ländlichen Zusammenhängen oft als Medium protestantisch-biederer Gemeinplätze gedient, die man für »Volkes Stimme« gehalten hat, gelegentlich noch beeinflusst von völkischen Klischees. Gegenmittel: Sich gründlich in die er-tappte Ehebrecherin, die Hirten von Bethlehem, den Zöllner Zachäus hineinversetzen. So könnte die Mundart Medium des Evangeliums werden: des Respekts vor denen, die gesündigt haben.

- Empfindungen, zarteste Regungen, Zuneigung, Hass, Zärtlichkeit, Enttäuschung, Schmerz, Zorn, Wut, Hoffnung, die vielfarbige Palette etwa der in den Psalmen ausgesprochenen Regungen, dazu Vieles, was in der Schriftsprache oft kaum benennbar wäre und aus dem Bereich des unaussprechlich Vorsprachlichen dort gar nicht herausfände – Dialekt kann das alles oft präziser, mitunter so befreiend aussprechen, wie die Schriftsprache es nur in poetischer Gestalt (die ja nicht dadurch entsteht, dass sich etwas reimt, sondern durch Lockerung aus den Regelwerken von Logik und Syntax und filigrane Präzision und Verschlangung) vermag.⁶
- Zu dieser Feinheit findet er nur, wenn er die Sprachklischees aufbricht, hinter sich lässt⁷ und Schöpferisches wagt. Dazu bedarf

6 Deshalb ist der erste Ort aller pastoralen Bemühung um den Dialekt das stille Kämmerlein, der zweite die Seelsorge. Erst dann kann's auch mal öffentlich werden. Mit dem Dialekt – dem eigenen und dem anderer Leute – sollte pastoral nur arbeiten, wer Durchbrüche kennt, wie sie zustande kommen können, wenn ein Stoßseufzer, eine Klage, eine Bitte, ein Lob Gottes, die anders kaum über die Lippen kämen, in der Sprache des Herzens sich Luft verschaffen – und die ist in der Tat oft, nicht immer ein Dialekt.

7 Hier scheint mir der springende Punkt zu liegen. Die meisten gehörten Dialektpredigten sind schon froh und angesichts der Möglichkeiten von uns Predigern zu Recht ein wenig stolz, wenn sie den volkstümlichen Gebrauch gängiger Redensarten halbwegs stimmig treffen. Das ist auch schon etwas und könnte stabilisierend wirken. Für das Evangelium ist diese Reproduktion vorgefundener Sprachmuster samt der ihnen innewohnenden Weisheit und ihrer Gesetzmäßigkeiten zu wenig. Es droht die Preisgabe von Versuchen einer Sprache der Befreiung an einen restringierenden Code. Da geht es nicht um stilistische Feinheiten oder eine Ästhetik der Verfremdung und aufgesprengter Sprachmuster. Es geht um die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium.

es feinsten Genauigkeit und tiefer Vertrautheit mit der örtlichen Sprache. Sonst entstehen Kitsch und Krampf.

- Dialekt ist Sprache von unten. Das muss, das kann neu belebt werden, wenn unsere Mundarten in Kontakt kommen mit den höchst subversiven Schriften der Bibel und mit jenen unter den zeitgenössischen Subkulturen, die den Dialekt als eine emanzipatorische Sprache neu beleben. Ob in der Verkündigung der Dialekt unter der Hand eher zur moralisierenden Herrschaftssprache gerät oder zu einer Sprache subversiver Befreiung, das bestimmen wir in exegetischen und hermeneutischen Grundentscheidungen. Diese werden, wenn sich die Verkündigung der starken Mittel der Mundarten bedient, noch wichtiger. Ob die Bethlehemiter Hirten bloß »wacker« und »redlich« herumstehen und die Mutter Jesu nur als »zart« erscheint oder ob durch sie befreienden Botschaften zur Sprache kommen, entscheiden und verantworten wir im Streit der exegetischen Befunde mit den klischeehaften Versuchungen einer längst geprägten Sprache, die Spuren der langen Zeiten trägt, als sie, oft im Kleinbürgertum, Epochen ihres Missbrauchs und ihrer Verachtung überwintert hat.

Wer sich der örtlichen Sprache öffentlich bedient, tritt ein in eine kulturelle Landschaft von entfalteter Breite und geschichtlicher Tiefe. Das sollte sie oder er wissen. Luther verwendete die Schriftform eines sächsischen Dialekts und hat so die deutsche Schriftsprache bis in die Gegenwart normiert. Romantiker um Herder erkannten die kulturschöpfende Kraft des anonymen Kollektivs »Volk«.⁸ Freilich wurde diese Entdeckung in einer gewissen Breite der Dialektliteratur erst nach 1871 wirksam, weil das be-

8 Erneuernde Impulse aus den mündlichen »Volks«-sprachen führten sie nb. der Schriftsprache zu! Die Sprachen (auch die geschriebenen) der kirchlichen Szenen bedürfen m. E. heute dringend solcher Erneuerung. Neben der sträflich verschlumpten kirchlichen Sprachkultur Sonderszenen der kirchlichen Dialektkulturen zu etablieren, hat seinen Reiz, könnte aber dringend benötigte Erneuerungsimpulse vom Hauptschauplatz abziehen und – übertrieben ausgedrückt – folkloristische Nischen und Arabesken unterhalten statt die Sprache der Verkündigung von den Rändern her, aber in ihrer Mitte zu erfrischen.

stimmende Interesse bis dahin der nationalen Einung der deutschen Territorien galt, nicht ihrer kulturellen Vielfalt. Noch die Wandervogelgeneration griff für Lieder und Prosa auf volkstümliche, aber weithin dialektfreie Sprachgestalten früherer Jahrhunderte zurück und prägte damit die Dialektferne der Jugendbewegung der Weimarer Epoche von sozialistischen bis zu völkischen, von freidenkerischen, zionistischen bis hin zu katholischen und evangelischen Verbänden⁹. Der »völkische« Kahlschlag hat sich des Dialekts hauptsächlich für judenfeindliche Hetze bedient, sich in den akustischen Medien um eine neue Hochsprache bemüht, die österreichische mit »reichsdeutschen« Färbungen verschmolz, und im übrigen nur harmlose Folklore geduldet.

Ganz hat sich die Dialektdichtung, vom Schwinden gesprochener Dialekte schon geschwächt, davon nicht erholt. Bis in die siebziger Jahre trat Dialekt öffentlich fast nur als Folklore in Erscheinung, in volkstümlich sich gebender Schlagermusik, bei angestrengt wirkenden Heimatabenden, in Darbietungen, Schallplatten und Rundfunksendungen beliebter Dialektdichter, auf wenigen Dialektbühnen und bei deren – freilich meist sprachbereinigten – Fernsehübertragungen, dem komischen Fach eher verhaftet und dem tragischen eher fern, daneben auch als Gegenstand seriöser, aber öffentlich kaum wahrgenommener Lied- und Sprachforschung. Es gab viel Spiel mit Rollentypisierungen und Sprachklischees, freilich fast nur affirmativ, fast nie ironisch oder gar aufsprengend. Die Fesseln von Folklore und Volkstümelei, von Schwank und Kuriosität, alles auch Spätfolgen des Monopols der »Völkischen«, waren kaum zu lösen. Mitten im nervösen Jungakademikerdeutsch protestierender Studenten rührt sich um die Mitte der Siebziger ein neuer Ton. Der regionale Widerspruch gegen örtliche Großprojekte spricht, schimpft, singt, skandiert, schreibt Mundart. Kaiseraugst, Wyhl, Ohu, Wackersdorf, Grafenrheinfeld werden zu Orten, an denen verschüttete Quellen neu aufbrechen und Sprache sprudelt – Dialekt, anarchisch und präzise, poetisch und polemisch, quicklebendig. Szenen von Liedermachern, Rockmusikern, Poeten, Bands blühen auf und entfalten 9 die über die Singbewegung mit vielen ökumenischen Berührungspunkten ihrerseits in beiden großen Konfessionen die Liturgiereformen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hervorbrachten – aber das ist ein weites Feld.

sich. Dialekt kann wieder grantig sein, subversiv, spöttisch, aggressiv, leidenschaftlich, sehnsüchtig, entlarvend, liebend, kämpferisch – und in all dem durchaus geschmeidig für die Verkündigung des Wortes in Gesetz und Evangelium. Die herrlich anarchischen poetry slams der letzten Jahre erschließen ihm neues kreatives Potential.

Welchen Linien in der Breite der Dialektzonen werden sich die pastoralen Bemühungen um den Dialekt zuordnen? Zu sehr werden mir noch Idyllen beschworen. Vermutlich auch deshalb, weil, wer nicht ganz in einem Dialekt zu Hause ist und seinen Wendungen nicht kritisch die biblisch erhobene und verantwortete Botschaft gegenüberstellt, den wohlfeil harmonisierenden Klischees der Folklore auf den Leim geht¹⁰: Das ständig wiederholte, angeblich typisch »fränkische«¹¹, aber in diesem Kontext nur triviale, augenzwinkernde bis augenverschließende »basst scho« etwa, das undifferenziert affirmierend sogar für das höchst differenzierte Geschehen der Rechtfertigung des Gottlosen durch den dreieinigen Gott in Christus in Anspruch genommen wird, mag man irgendwann nicht mehr hören. Mitten im Strom breiter Zustimmung traut sich mancher kaum, wenn er das Gotteshaus verlässt, den Kopf sichtbar zu schütteln und hörbar zu sagen, was er empfindet: Kitsch. Banal. Plump. Dem Gottesdienst nicht angemessen. (Wenn er denn die Darbietung als Gottesdienst erlebt hat.) Was ist denn Heimat? Sie sei »dort, wo man sich nicht erklären muss«, so bestimmt sie Johann Gottfried Herder. Dass Pfarrerinnen und Pfarrer in der Nachfolge Christi und seiner vagierenden Apostel ihre Heimat verlassen, um ihren Verkündigungsauftrag zu erfüllen, liegt also nicht nur daran, dass der Prophet in seiner Heimatstadt nichts gilt¹². Es liegt an dem, was Herder beschreibt. Unsere Aufgabe ist es ja, etwas, was uns als herkömmlich, überkommen und selbstverständlich erscheinen mag und sich überhaupt nicht von selbst versteht, das Evangelium eben, »zu erklären« – eher nicht in dem Sinne, dass wir es verplausibilisierten; vorrangig doch wohl so, dass wir das Reich Gottes¹³ deklarieren, es so ausrufen, dass

10 »Heimat ist da, wo die anderen einen irrtümlich gut zu kennen glauben«, meint Gregor Brand. So ist es. Gregor Brand, Mescholim. Zweitausend Aphorismen, Bargstedt 2007

11 Glaub' ich nicht. Bin Unterfranke.

12 Lk 4,24

13 – genau im Sinne der Perikope von der von

es verstört und zugleich lockt. Folgerichtig wird, wer das Wort professionell verkünden will, aus der Heimat in die Fremde geschickt, wo er als Fremdling, als Spätling in den Fußtapfen der galiläischen Fremdlinge im weiten Raum der antiken Oikoumene »von dem erzählt, was er liebt«¹⁴ und sich dem Erklärungsbedarf, den er damit auslöst, stellt.

Mit heißem biblisch-adventlichem Hoffnungsatem bestimmt Ernst Bloch, was Heimat sei; »Etwas, was allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war«¹⁵. Der Schein, für den das Kind empfänglich ist, fällt aus der Zukunft auf sein Gesicht. Von vorn, aus dem noch nicht Erfahrenen und schon sich Ankündigenden, dem wir uns nur mit Bildern der Erfahrung annähern können. Wenn es erscheint, wird es die vergehenden Bilder aufbrechen. Denn zur Heimat muss die Welt dem entfremdeten, aus dem Paradies der Fraglosigkeit vertriebenen Menschen noch werden. »Der Mensch lebt noch überall in der Vorgeschichte, ja alles und jedes steht noch vor Erschaffung der Welt, als einer rechten.«¹⁶ In einer Zeit, die uns zugunsten ökonomischer Machbarkeitsträume, die sie für »realistischer« hält, die Utopie untersagen will, klingt das eher fremd. Nur – wir stehen für die noch ou-topische, schon platzgreifende Realität des Reiches Gottes, ja der Neuen Schöpfung.

Gemeindepfarrerinnen und -pfarrer müssen sich oft kritisch damit auseinandersetzen, dass sie als Symbole herkömmlicher Heimat beansprucht werden und als solche auch gewisse Erfolge einfahren können – wenn sie das wollen. Heimat wird in kirchlichen Milieus auffallend oft in Begriffen des Her-Kömmlichen beschrieben, auffallend selten in biblischeren Begriffen des Zu-Künftigen. Man kann nun viel Energie darauf verwenden, in der Auseinandersetzung mit heimatlichen Erwartungen und Rollenangeboten weder nach der Seite der bloßen Verweigerung noch nach der Seite kritikloser Erfüllung vom Ross zu fallen und vorsichtig die Balance zu halten. Hilfreicher erscheint es mir, sich gelegentlich klar zu machen,

den Heimatgenossen Jesu nicht verstanden Reichsverkündigung in Lk 4, 16–30, die ja die Unmöglichkeit, die βασιλεια im bloßen Kontext des Überkommenen und Heimatlichen zu begreifen, reflektiert –

14 Fulbert Steffensky schlägt das als treffliche Bestimmung dessen vor, was Mission sei.

15 Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung, in: Ders.: Werke, Bd. V, S. 1628, Frankfurt 1985

16 Ernst Bloch, ibidem, S. 1268

wofür wir stehen in unserem Amt. Zu leicht nämlich kann es geschehen, dass eine Pfarrerin, ein Pfarrer sich eine vorübergehende Stillung der Sehnsucht nach Verstehen und Verstandenwerden, nach Akzeptanz, nach einem Dispens von der Anstrengung, sich zu erklären oder den Glauben verständlich zu vermitteln, mit zu großen Zugeständnissen an ein Milieu erkaufte, das, oft nur rückwärtsgewandt, Heimat zu bieten behauptet. Dass Heimat biblisch eher verheißen und erhofft wird als geerbt und gepflegt, gerät dann leicht aus dem Blick. Die Geborgenheiten und der Rückhalt, die Menschen in ihrer Erdenheimat schon vorfinden, haben biblisch eine schlechtere Presse als der Halt, den die Hoffnung auf das vermittelt, was der Gott Israels in neuschöpferischem Protest gegen das Herkömmliche noch heraufführen wird, wenn er – eschatologisch *und* geschichtlich – Schalom und Gerechtigkeit verwirklicht. Woran wir für unserer Festigkeit Halt und Rückhalt suchen und finden, merkt man uns oft deutlicher an als wir meinen.

»Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein«. Der Wunsch ist verständlich, unter genauer noch zu bestimmenden Voraussetzungen auch legitim. Die Leute in »deiner« Gemeinde wollen ja, dass du dich bei ihnen wohlfühlst. Distanzlosig-

keit wird dir wie ihnen diesen Wunsch nicht erfüllen. In der Gemeinde bist du nicht Privatmensch mit all den Schrullen auch sprachlicher Art, die manche für liebenswürdig halten. Da bist du bist erst mal Pfarrerin oder Pfarrer.

Jesus ist kein Franke, Paulus kein Baier, Lukas kein Schwabe. Domestikationsversuche werden scheitern, hoffentlich. Am ehesten noch jiddeln die drei und wie sie fast alle Verfasser der Schriften des Neuen wie des Ersten Bundes und mehr noch die hinter ihnen vermuteten mündlichen Traditionen. Ihr Glaube ist keine uns »artgemäße« Religion. Wer ihnen ihre Fremdheit nimmt, gibt unserem Glauben damit nichts. Inkulturieren, ohne zu vereinnahmen, das wär's. Verständlich machen – besser: einfach verständlich sein lassen, ohne zu verplausibilisieren, das ist auch hier die Kunst.

Dafür lohnt es sich, von den politisch, kulturell und sprachlich sich erneuernden Dialektszenen zu lernen. Von einer Sprache lernen, das ist eine andere Haltung als sie bei möglichst vielen Gelegenheiten im Munde zu führen. Es gibt allerhand zu tun.

*Hans Schlumberger, Pfarrer
in Weißenbronn, Wiss. Mitarbeiter
beim Synagogengedenkband Bayern*

Da war doch was...

Erich Kästner

Kästner, das klingt entspannend. Nette Kinderbücher mit einem Hang zur Realität, heitere Liebesromane, die auch verfilmt wurden und Gedichtbände. Vor vierzig Jahren starb er, seine Kinderbücher werden noch immer gut verkauft und seine Gedichte sind verstörend verständlich. 1933 habe Gesinnungsdeutsche seine Bücher an seiner Stelle verbrannt. »Da steht doch der Kästner!« soll einer gerufen haben, denn Kästner gehörte zu den wenigen, die es sich an-taten, dabei zu sein. Entsprechend nahm er auch keine Möglichkeit wahr, ins Exil zu gehen. Und er war so gut, dass er auch im nationalsozialistischen Regime Bücher veröffentlichen und Filmbücher mitverfassen konnte, wenn es mit einem Pseudonym ging. Hitler soll getobt haben, als er es erfuhr. Nach dem Krieg war er von 1951 bis 1962 Präsident

des westdeutschen P.E.N.-Zentrum. So lange war niemand Präsident bis auf Johanno Strasser, der letztes Jahr das Amt abgab. Vor vierzig Jahren, am 29. Juli 1974 starb Kästner in München – geboren war er am 23. Februar 1899 in Dresden.

Wie wird ein Kinderbuchautor Präsident des PEN-Zentrums? Indem er eigentlich kein Kinderbuchautor ist. Seine Lyrik und seine Beiträge fürs Kabarett sind die Substanz des Literaten. Freilich bestimmt seine literarische Kompetenz auch die Kinderbücher, etwa indem er sie mit sehr vielen tagesrealistischen Details gestaltete.

Für uns als Pfarrer ist Kästner sehr ergiebig; das gilt besonders für seine Gedichte. Gebrauchslyrik nennt er diese. Genauso sind sie auch. Wir finden sehr viel menschlich – zwischenmenschli-

ches in ihnen, das nicht unbedingt zeitlos ist, wo aber die Zeitspanne zwischen den 20/30ern in Berlin und dem Beginn des 21. Jahrhunderts wenig ausmacht. Dabei liegt ein Schwerpunkt auf dem Beziehungsleben, der andere auf plakativ gestalteten politischen Gedichten, deren gestalterisches Pendant wir etwa in den Postern von Staeck in den 70er sehen können.

Kästner macht es einem leicht, ihn zu verstehen. Und er bietet zugleich viel zum Entdecken. Er kann gut beobachten und das sehr knapp zusammenfassen. Ein paar Beispiele, um zum Griff zu seinen Büchern zu locken: »Als sie einander acht Jahre kannten... kam ihre Liebe plötzlich abhanden. Wie andern Leuten ein Stock oder Hut.« Die »sachliche Romanze« kann Seelsorger bewegen. »Einst haben die Kerls auf den Bäumen gehockt, behaart und mit böser Visage. Dann hat man sie aus dem Urwald gelockt – und die Welt asphaltiert und aufgestockt, bis zur dreißigsten Etage.« Darin steckt eine bedenkenswerte Anthropologie, deren Konkretionen auch in unserer Gesellschaft sichtbar werden. Oder die herbe Ironie, mit der er seinen »Handstand auf der Lorelei« (anlässlich eines konkreten Ereignisses) versieht: »Er starb als Held. Man muß ihn nicht beweinen. Sein Handstand war vom Schicksal überstrahlt. Ein Augenblick mit zwei gehobnen Beinen ist nicht zu teuer mit dem Tod bezahlt!« oder sein utopischer Ausweg aus dem männlichen Drang, Kriege zu führen: »Und als der nächste Krieg begann, da sagten die Frauen: Nein! und schlossen Bruder, Sohn und Mann fest in der Wohnung ein.« Nach dem Krieg schrieb er sein »Marschlied 45«, das ihn als zeitkritischen Autor wieder ins Bewusstsein brachte – aufgeführt in der »Schaubude« in München und bekannt gemacht durch die Interpretation von Ursula Herking (lässt sich bei YouTube finden). Wem das zu konkret ist, der darf sich lyrisch umrauschen lassen: »Wir sitzen alle im gleichen Zug und reisen quer durch die Zeit. Wir sehen hinaus. Wir sahen genug. Wir fahren alle im gleichen Zug – und keiner weiß, wie weit.« Kästner für die Kanzel? Vielleicht auch, aber bestimmt ist er anregend bei der Predigtvorbereitung – und seine Gedichte sind so erfreulich kurz!

*Dr. Volker Schoßwald,
Pfarrer in Schwabach*

Weggang der Freunde

Zum Tod von Dietrich Stollberg
am 4. Juni 2014

Sie gehen.
Sie sind gegangen.
Sie werden gehen.
Die Wunde,
die sie schlugen,
ich weiß es,
wird nicht vernarben.
Was wissen *sie*
schon von unserem
Schmerz.

Aber das, was da
gewachsen ist an Wärme
und Farbe und Herzschlag,
zerreißt
wie ein weiches
Blatt.

Was zurückbleibt,
ist wie eine unvollendete
Symphonie und ein halb fertiges
Bauwerk, ein Palimpsest der
Erinnerung und ein Requiescat
in pace.

Vor deinen Thron
tret ich hiermit,
schrieb der
Thomaskantor kurz
vor seinem Tod
Und auch dieses:
Es ist genug, Herr.
Wenn es dir gefällt,
so spanne mich
doch aus.

Und einer, der
in seine Schule ging,
hat später hinzugefügt:
Ich reise von hier
mit leichtem
Gepäck.

Sie gehen.
Sie sind gegangen.
Sie werden gehen.
Müde geworden am Leben
und doch voller Sehnsucht
und reisefertig
zugleich.

Wir können es ihnen
nicht verdenken.
Wir können es ihnen
nicht vergelten
weder mit Ehrfurcht
noch mit verborgenem Groll.
Was wissen *wir*
schon von ihrem
Schmerz.

Dr. Richard Riess, Erlangen

So machte etwa aus einer sich in der Diskussion einstellenden inneren Logik heraus bei zentralen Punkten wie der Liebe Gottes oder der Eschatologie das Neue Testament den Anfang und das Alte bildete den Beschluss, beim Zorn Gottes steht das Neue Testament im Zentrum usw.

Der Titel »Der Gott der Lebendigen« nimmt die einzige axiomatisch klingende Gottesbezeichnung auf, die sich in den Evangelien im Munde Jesus findet (Mk 12,27). In Auseinandersetzung mit den die Auferstehung leugnenden Sadduzäern bringt Jesus damit sein Verständnis Gottes, wie er sich in der Schrift bezeugt hat und wie er in seinem Leben erfahrbar wurde. Als Buchtitel drückt das Syntagma »Der Gott der Lebendigen« das Unterfangen aus, der beiden interagierenden Subjekte der christlichen Bibel – Gott und Mensch – so ansichtig zu werden, dass zum einen die Gottesbindung als konstitutiv für das Leben der Menschen deutlich wird, dass zugleich aber der Bindungswille auch für Gott selbst essentiell ist, denn die jüdisch-christliche Tradition stellt an den Anfang der Bibel keine Reflexion über Gottes Aseitigkeit und Selbstsorge, sondern sein Handeln als Schöpfer und die Fürsorge für seine Schöpfung und Geschöpfe. Gott will nicht Gott sein ohne seine Geschöpfe. Die Erkenntnis dieses Gottes ist daher nur möglich dem, der selbst diesem Bindungswillen Gottes entspricht: »Wenn einer meint, er hat erkannt, [der] hat noch nicht erkannt, wie man erkennen muss. Wenn aber einer Gott liebt, der wurde von ihm bereits erkannt« (1 Kor 8,2f vgl. 1 Kor 13,12; Gal 4,9, weiter Joh 10,14). Im Licht dieses (An)Erkanntseins durch Gott kann sich der Glaubende selbst neu erkennen – als Geliebter und Liebender, als Kind Gottes – und damit Gott als den Grund seines Lebens. Gott Erkennen ist daher der Nachvollzug des Erkenntnis durch Gott, das Begreifen eigenen Ergriffenseins: *Nullus Deum habet quin ab ipso specialius habeatur*.³ Das entfaltet zunächst die Grundlegung, indem sie zeigt, dass es nicht zureichend ist, das handelnde göttliche Subjekt Gott zu nennen, sondern dass im Appellativum Gott immer seine Eigennamen mitgehört werden. Die Beziehung, die Gott zu den Menschen eingeht, reicht so tief, dass im Alten Testament der entscheidende Eigennamen, das Tetragramm, das häufigste Wort ist. Im Neuen Testament widerfährt die-
³ Bonaventura: Breviloquium V,1,5.

Der Gott der Bibel

Gott war lange Zeit in der Exegese »the neglected factor« (N.A.Dahl). Das hatte sehr unterschiedliche Gründe, bessere und schlechtere. Nicht zuletzt der immer wichtiger werdende interreligiöse Dialog hat auch die Exegese genötigt, sich auf ihre Aufgabe zurückzubedenken, Theologie im engeren Sinne dieses Wortes zu sein, d.h. vernünftige Rechenschaft darüber abzulegen, was wir meinen, wenn wir Gott sagen. Seit dem Ende des letzten Jahrtausend erschienen daher mehrere Einzeluntersuchungen.¹

¹ Im deutschsprachigen Raum zu nennen wären v.a. G. Guttenberger: Die Gottesvorstellung im Markusevangelium; BZNW 123, Berlin 2004; P.-G. Klumbies: Die Rede von Gott bei Paulus in ihrem zeitgenössischen Kontext, FRLANT 155, Göttingen 1992.

Eine sehr schöne Gesamtdarstellung des neutestamentlichen Gotteszeugnisses hat Christiane Zimmermann vorgelegt.² Unabhängig von ihr haben mein Göttinger alttestamentlicher Kollege Hermann Spieckermann und ich es unternommen, zusammen eine biblische Gotteslehre zu verfassen: »Der Gott der Lebendigen. Eine biblische Gotteslehre«, TOBITH 1, Tübingen 2011. Eine Besonderheit dieser Gotteslehre besteht darin, dass sie wirklich in ständigem Austausch verfasst wurde, wodurch auch gängige Klischees in Frage gestellt wurden.

² Chr. Zimmermann: Die Namen des Vaters. Studien zu ausgewählten neutestamentlichen Gottesbezeichnungen vor ihrem frühjüdischen und paganen Sprachhorizont. Ancient Judaism and Early Christianity, 69, Leiden 2007.

sem Eigennamen eine entscheidende Wandlung, indem nun dieser Eigenna-
 me, der »Name über jedem Namen« in
 seiner griechischen Übersetzung »Ky-
 rios« (HERR) auf Christus übertragen
 wird, während im Gegenzug »Vater«
 zum neuen Eigennamen des biblischen
 Gottes wird. Dieser in Phil 2,9-11 dra-
 matisch als Teil des Christusgeschehens
 geschilderte Namenswechsel ist umso
 auffälliger, als die Rede von Gott als Va-
 ter im Alten Testament ausgesprochen
 selten ist, wohl um die Besonderheit
 des biblischen Gottes gegenüber den
 Vätergöttern der Umwelt von Ägypten,
 Ugarit und Babylon bis Griechenland
 und Rom zu betonen. Dass nun Vater
 in einer in der Religionsgeschichte ein-
 maligen Weise zum Eigennamen des bi-
 blischen Gottes wird, ist christologisch
 vermittelt: Es ist die Gottesbeziehung
 Christi, in das die Christen eintreten, es
 ist seine Anrede Gottes als Abba, Vater
 (Mk 14,36), welche die Christgläubigen
 als Gotteskinder übernehmen (vgl. Gal
 4,6; Röm 8,15). Gott wird zum Vater der
 Glaubenden durch deren Einbeziehung
 in das Gottesverhältnis Jesu Christi.
 Damit wird zum einen die Souveränität
 des biblischen Gottes gewahrt, der als
 Schöpfer seiner Schöpfung gegenüber-
 steht und nicht ihr ontologischer oder
 gar genealogischer Ursprung ist. Der
 »Mehrwert« dieser christologisch be-
 stimmten Rede vom Vater wird daran
 erkenntlich, dass diese nicht eine pro-
 tologische Pointe hat wie sonst in der
 Religionsgeschichte (das leistet in der
 Bibel der Schöpfungsgedanke), sondern
 eine eschatologisch-soteriologische: In-
 dem Gott seine gefallenen Geschöpfe zu
 seinen Kindern macht, gibt er ihnen An-
 teil an seiner Herrlichkeit, er verwandelt
 ihren Leib der Niedrigkeit nach dem Bild
 Christi in einen Leib der Herrlichkeit.
 Wie weit diese soteriologische Prägung
 der Rede vom Vater geht, wird etwa dort
 deutlich, wo Paulus die in weiten Teilen
 der zeitgenössischen Philosophie (Stoa
 und im Mittelplatonismus) gebräuch-
 liche Rede vom Kosmosgott als Vater
 rezipiert, sie aber sofort integriert in
 das christologisch reformulierte Grund-
 bekennnis des Judentums zu dem einen
 Gott und Herrn, das Sch^cma Israel von
 Dtn 6,5, so dass nun Gott der Vater als
 Grund und Ziel der Schöpfung bekannt
 wird, Christus als der Herr (Kyrios) aber
 als Mittler von Schöpfung und Neu-
 schöpfung (1 Kor 8,6).⁴

4 Ähnlich bildet die stoisierende Formel in Röm
 11,36 den Lobpreis über den Gott, der an seiner
 Erwählung trotz des Ungehorsams seines

Den »soteriologischen Mehrwert« dieser
 kategorial anderen Rede vom göttlichen
 Vater kann man sich nicht zuletzt daran
 deutlich machen, dass Adjektive, die in
 der antiken Mythologie und Philosophie
 als exklusive Gottesprädikate fungie-
 ren (unsterblich, unvergänglich, ewig,
 heilig etc.), in den neutestamentlichen
 Schriften weitgehend oder ganz zu in-
 klusiven soteriologischen Prädikaten
 werden, während Gott durch Verben
 oder Partizipien (berufen, heiligen, auf-
 erwecken, lebendig machen, erhöhen,
 rechtfertigen etc.) als der schöpferisch-
 väterliche Grund dieser Verwandlung
 bezeichnet wird. Die Konsequenz dieses
 im Vaternamen kulminierenden »chris-
 tologischen Monotheismus«⁵ besteht
 entsprechend darin, dass Gottes Eigen-
 schaften nicht exklusiv, sondern inklu-
 siv zu interpretieren sind, als Ausdruck
 der Teilgabe an seinem Wesen, so dass
 seine Vaterschaft letztlich auf die ge-
 samte Schöpfung aufgreifen soll (vgl.
 Röm 8,18ff). In diesem Sinn entfalten
 die folgenden vier Kapitel der Grund-
 legung zentrale Aspekte des biblischen
 Gottesglaubens – Gottes Einheit und
 Einzigkeit, seine Liebe, seine (All)Macht
 und seine Gegenwart im Geist. An zwei
 Beispielen sei das kurz ausgeführt.

Es ist eine Grundfrage der Theodizee,
 wie angesichts der ungerechten Lei-
 den in dieser Welt der Glaube an einen
 gütigen Gott mit dem an seine Macht,
 ja Allmacht zusammen bestehen kann.
 Gerade die Verbrechen des »Dritten Rei-
 ches« haben diese Frage noch einmal
 verschärft. In Auseinandersetzung mit
 der Arbeit des Philosophen Hans Jo-
 nas, der nach Ausschwitz um der Güte
 Gottes willen den Abschied von der
 Vorstellung einer göttlichen Allmacht
 gefordert hatte, wird gezeigt, wie sich
 im biblischen Schrifttum die Vorstellung
 einer alternativen göttlichen, »geistli-
 chen« Macht herausbildet, welche das
 Gegenüber nicht entmächtigt, sondern
 ermächtigt, also auch die göttliche
 Macht als kommunikative Eigenschaft

Volkes festhält. Insofern leistet die Gotteslehre
 auch einen Beitrag zur heute wieder
 diskutierten Frage nach der Hellenisierung
 des Christentums (vgl. Christoph Marksches:
 Hellenisierung des Christentums. Sinn und
 Unsinn einer historischen Deutungskategorie.
 Forum Theologische Literaturzeitung 25,
 Leipzig 2012).

5 S. Vollenweider, Art. Paulus, RGG4 6 (2003),
 1035–1065, 1046; vgl. zu diesem Begriff auch
 C.C. Newman et al. (ed.), The Jewish Roots of
 Christological Monotheism. Papers from the St.
 Andrews Conference on the Historical Origins
 of the Worship of Jesus (JSJ.S 63), Leiden et
 al. 1999.

versteht, letztlich als die gegenwärtig
 bereits erfahrbare, zugleich aber auf die
 eschatologische Vollendung verweisen-
 de Macht der Liebe. Ebenso zeigt die
 Analyse der biblischen Aussagen zur
 Einheit Gottes, dass es dort nicht primär
 um einen göttlichen Singular geht, son-
 dern dass sich die Einheit Gottes gerade
 darin zeigt, dass er sich als der Einende
 erweist. Hier finden sich auch Präfigu-
 rationen für die spätere Trinitätslehre.
 Der in der Grundlegung erkannte, für
 Gott wesentliche Relationswillen nötigt
 dann aber dazu, in den Blick zu nehmen,
 auf was und auf wen sich der Relati-
 onswille richtet. Biblische Gotteslehre
 muss immer zugleich Kosmologie und
 Anthropologie sein. Beide sind Entfal-
 tung dessen, was Gott in seinem Be-
 ziehungswillen wirkt und wen er als
 Gegenüber seiner eigenen Personalität
 will. In gewisser Weise rekapituliert die
 kosmologische und anthropologische
 Entfaltung noch einmal, was bereits
 in der Grundlegung als Blick in Gott
 dargelegt worden ist. Denn auch die-
 ser Blick gibt nichts anderes als seinen
 Beziehungswillen erkennen. In der Ent-
 faltung dieser Grundlegung wird frei-
 lich ein Perspektivwechsel vollzogen.
 Versucht die Grundlegung der fraglosen
 Priorität von Gottes Wesen und Wollen
 Rechnung zu tragen, so die Entfaltung
 der Konkretisierung seines Relations-
 willens in der Geschichte mit seiner
 Schöpfung und seinen Geschöpfen.
 Die systematisch-theologische Gli-
 derung der Entfaltung im zweiten Teil
 der Gotteslehre geschieht unter den
 Begriffen Zuwendung, Zumutung und
 Zuspruch. Diese Ordnung folgt der Logik
 der Grundlegung. Die in der Personali-
 tät Gottes lebendige Relationalität und
 Konstanz seines Liebeswillens müssen
 sich durch die Untreue und Distanzie-
 rungen der Geliebten stets wandeln.
 Dieses wechselvolle Verhältnis von
 göttlicher Anhänglichkeit und mensch-
 lichem Unabhängigkeitsstreben im Zei-
 chen eigensinniger Autonomie wird in
 der Entfaltung aus der Perspektive der
 Geliebten dargestellt. Die Fülle ihrer
 Gotteserfahrung und Gotteskenntnis,
 ihr Erleiden göttlicher Leidenschaft
 und Strafe, ihr Erschrecken über Got-
 tesferne, Vergänglichkeit und Tod, ihre
 Rettung und Erlösung durch den von
 seiner Liebe nicht loskommenden Gott,
 ihre Ermächtigung zu entschuldetem,
 gehorsamem und getröstetem Leben
 – dies sind die Themen der Entfaltung.
 Unter diesen Voraussetzungen hat sich
 der theologische Dreiklang von Zuwen-

dung, Zumutung und Zuspruch als Ordnung der Entfaltung nahe gelegt.

Unter Gottes *Zuwendung* wird thematisiert, dass Gottes Relationswillen zu seiner Schöpfung und seinen Geschöpfen auf die dem Menschen eigene Zwiespältigkeit von dankbarer Zustimmung und gefährlichem Widerspruch stößt. Das mit eigenem Willen ausgestattete und zur verantwortlichen Entscheidung fähige Geschöpf vermag auch die Vorstellung zu fassen, seine Geschöpflichkeit hinter sich zu lassen und selbst Schöpfer sein zu wollen. Gottes Zuwendung zur Welt und zum Menschen in dieser Konstellation ist dadurch charakterisiert, dass göttliche Zuwendung auf unterschiedliche Weise die Abwendung des Beziehungsbruchs zwischen beiden sein muss. Die guten Gaben stehen allesamt zur Disposition: von der dem Chaos abgerungenen Schöpfung über die Modi göttlicher Präsenz in Segen und Gerechtigkeit bis zur göttlichen Liebesfülle, die sich ständig als Vergebungs- und Versöhnungsbereitschaft gefordert sieht. Die liebevolle Selbsthingabe Gottes in der Menschwerdung bis zum Tod am Kreuz bündelt, was Gottes Zuwendung in der Fülle ihrer Erscheinungsformen heißt.

Gottes *Zumutung* macht deutlich, dass der der Welt und dem Menschen liebevoll zugewandte Gott unfähig zur Gleichgültigkeit ist. Gottes Leidenschaft für seine Schöpfung toleriert weder den Liebesverrat durch seine Geschöpfe noch deren Leiden, sei es selbstverschuldet, sei es dem Erfolg des Bösen in der Welt geschuldet. Gott mutet das Nein zum Liebesverrat zu, indem er der Lieblosigkeit die Leidenschaft seines Zorns entgegensetzt, so dass das Leiden des Menschen zur Erfahrung des sich verbergenden Gottes werden kann. Es ist für die dem Menschen widerfahrenen Ambivalenzen und Abgründe der Gottesefahrung schlechterdings zentral, dass sie nicht von Gottes Liebeswillen losgelöst oder ihm gleichgewichtig sind. Im Inhaltsverzeichnis der vorliegenden Gotteslehre wären Abschnitte mit Überschriften wie Schöpfung und Sintflut, Segen und Fluch, Gerechtigkeit und Strafe, Erwählung und Verwerfung, Liebe und Zorn, der offenbare und der verborgene Gott undenkbar. Dies ist der Einsicht geschuldet, dass Gottes Zumutung in Verborgenheit, Zorn und Strafe in unlöslicher Bindung an seine Liebe steht. Liebe und Zorn sind signifikant asymmetrisch konfiguriert. Gott verbirgt sich, zürnt und straft als der am

Liebesverrat seines gottebenbildlichen Geschöpfes Leidende, als der leidenschaftlich für seine Liebe Eifernde. Die Metaphorik des Zorns und der Eifersucht ist unverzichtbar, weil die Liebe Gottes zu seiner Schöpfung und seinen Geschöpfen unauslöschlich ist. Gott will ohne die Relation zu seiner Schöpfung und seinen Geschöpfen nicht Gott sein. Gott will für das von ihm gewollte Andere und die von ihm gewollten Anderen Gott sein, nicht Gott für sich selbst. Deshalb ist Gott sogar in sich selbst relational, nicht als Übungsplatz gehobener trinitarischer Akrobatik, sondern allein um seiner Relation zu Welt und Mensch willen. Gott mutet seine Liebe auch unter Verborgenheit, Zorn und Strafe zu, um die Seinen nicht ihrer Selbstverliebtheit und damit den am Rande der Schöpfung lauenden chaotischen Mächten des Bösen und des Todes zu überlassen – jedem Geschöpf eine erschreckend nahe Bedrohung. Gott paktiert nicht mit dem Tod. Der Tod gehört zum Arsenal des Chaos, dem Gott die Schöpfung abgerungen hat. Gott kann allerdings die Bitterkeit der Vergänglichkeit und des Todes schmecken lassen, wo Leben als Sein zum Tode und nicht mehr als Sein von Gott zu Gott, vom Leben Schenkenden zum Lebendig Machenden verstanden wird. Leben in der Relation von Gott zu Gott impliziert Geburt und Tod als Anfang und Ende geschöpflicher Existenz. Der Mensch ist so endlich wie die Schöpfung. Doch weder Mensch noch Schöpfung sind durch Anfang und Ende definiert, sondern durch Gottes Liebeswillen in Ewigkeit und Zeit. Deshalb muss das Kapitel über Gottes Zumutung mit der Reflexion über Ewigkeit und Zeit – und zwar in dieser Reihenfolge – enden. Gottes Zumutung schafft nicht allein Leiden. Sonst könnte sie nicht Zeugnis seiner Liebe sein. Gottes Zumutung will Mut machen, Welt und Mensch mit dem biblisch bezeugten liebenden Blick Gottes zu sehen. Gott macht Mut, in seiner Verborgenheit und seinem Zorn seine eifernde Liebe zu entdecken. Gott macht Mut, Leiden und Todesangst ihm, dem leidenschaftlich mitleidenden Gott entgegenzuschreien. Gott macht Mut, durch die Bitternis der Vergänglichkeit hindurch die Wohltat der Endlichkeit und das Aufgehobensein der Zeit in der Ewigkeit zu erkennen.

So notwendig dem Kapitel über die Zumutung Gottes dasjenige über seine Zuwendung vorausgeht, so notwendig muss der Zumutung das Kapitel über

Gottes *Zuspruch* folgen. Gottes Zuwendung hat ihr theologisches Pendant im Zuspruch. In ihm wird die Grenzenlosigkeit göttlicher Liebe wahr, nicht in der Zumutung, durch die Gott – Leiden schaffend und leidenschaftlich – der Lieblosigkeit Grenzen setzt. Gottes Zuspruch gestaltet in Wort und Tat Gegenwart und Zukunft seiner Liebe zu den Menschen, deren Worte und Taten der Untreue und Schuld leidvoll verhaftet bleiben. Unter den Manifestationen von Gottes Zuspruch stehen Gebot und Gebet für die Gestaltung des Verhältnisses von Gott und Mensch prägend voran. Gebot und Gebet sind die beiden fundamentalen Weisen verbaler Kommunikation zwischen Gott und Mensch. Gottes Gebieten richtet sich primär darauf, dass Gott seine Zuwendung zur Welt und zum Menschen kundtun und weitergesagt wissen will. Es soll der Zuspruch in die Welt hinaus, dass nach Gottes Willen »allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen« (1 Tim 2,4). Auch im Alten Testament muss man beim Begriff *Tôrâ*, der für die ganze jüdische Bibel stehen kann und der angemessen mit »Gebot« oder »Unterweisung« zu übersetzen ist, primär an Gottes wohlthuendes Handeln für sein Volk denken, nicht an ein religiöses Regelwerk von Geboten und Verboten. *Tôrâ* »Gebot« ist wie *εὐαγγέλιον* »frohe Botschaft« Inbegriff der Zuwendung Gottes, das Gebet Inbegriff der dem Menschen darauf möglichen Antwort. Hat das Gebot in Gottes heilsamem Gebieten, nicht im Verbieten, sein theologisches Gravitationszentrum, so das Gebet nicht in der Klage, sondern im Gotteslob. Nicht die im Alten Testament quantitativ dominierende Klage ist als das theologische Zentrum zu betrachten, sondern der Lobpreis, der Gott gespendete Dank für erfahrene Rettung, für das Geschenk des Lebendigmachens. In diesem Lob findet auch die Klage ihren Ort. Sie ist Rede zu Gott aus der Gottesferne, die in die Gottesnähe zurück will und gewiss ist, dass nur der rettend nahende Gott das Wunder des Lebens, das den Namen verdient, vollbringen kann.

Unter diesem Aspekt stehen Gebot und Gebet für das Ganze der Beziehung zwischen Gott und Mensch. Gottesbeziehung ist von Gott geschenktes Leben, welches den Menschen bereit macht, dieses Geschenk dankbar den Grund seiner Existenz sein zu lassen, es verstehend zu erfassen und ihm gehorsam zu entsprechen. Auch Gottes Gebot ist

im Kern Zuspruch, dass Leben gelingen kann. Gebet ist des Menschen Zustimmung, dass er Gottes Zuspruch dankbar annimmt und in seinem Leben gelten lassen will. Gottes Zuspruch findet in der Bibel viele Formen und Wege. Er sucht Gehör und Gehorsam bei den Angesprochenen, um ihrer Gegenwart eine Zukunft zu geben. Verpflichtung steht im Horizont der Verheißung, Gericht im Horizont der Rettung, getröstetes und ungetröstetes Harren im Horizont der Hoffnung. Die Hoffnung ist nicht Vertröstung angesichts gegenwärtig erlittenen Liebesdefizits, sondern letzter Erweis der grenzenlosen Liebe Gottes, endgültiger Erweis seines Relationswillens in der Menschwerdung. Das Vater Jesu Christi ist der Gott der Hoffnung, weil die Zukunft die Wiederkunft des Mensch gewordenen Gottes ist. Signum des Gottes der christlichen Bibel ist es, dass Gott nicht Gott sein will ohne sein Verhältnis zum Menschen und zur Welt. Personalität und Relationalität sind so tief in das Wesen Gottes eingeschrieben, dass dieser Gott kein Wesen an und für sich hat, sondern wesentlich wird und wirkt für das von ihm außer seiner selbst Gewollte und Gewirkte: seine Schöpfung und seine Geschöpfe. Deshalb kann »Biblische Gotteslehre« nicht der Haupttitel dieses Werkes sein, sondern allein der Untertitel. »Biblische Gotteslehre« kategorisiert wissenschaftspragmatisch, was der Haupttitel zureichend theologisch bestimmt. Von diesem Gott kann nicht angemessen ohne den Beschluss gesprochen werden, den Gott nach biblischem Zeugnis für sich selbst getroffen hat. Er will der »Gott der Lebendigen« sein: der Gott, der Leben schafft, und gegen Schuld und Tod immer neu lebendig macht. Das vorliegende Werk will Gotteswissen nur mitteilen in Übereinstimmung mit der Selbstbestimmung Gottes zum »Gott der Lebendigen«. »Gott der Lebendigen« als Selbstbestimmung Gottes zu bezeichnen, ist deshalb gerechtfertigt, weil nach Mk 12,27 Jesus mit diesem Syntagma sagt, was den Gott der autoritativen jüdischen Schriften nach seiner Einsicht auszeichnet und wofür er selbst mit seinem Leben und seinem Tod und Gott mit seinem Ja zu Kreuz und Auferstehung seines Sohnes einsteht. Dies erhellt die die Gotteslehre abschließende Auslegung von Mk 12,18-27. Jesu überraschende, eigenwillige, aber höchst sachgemäße Schriftauslegung im Disput mit den Sadduzäern über die Auferstehung macht Gottes

Namen zum Schlüssel der Selbstausslegung Gottes. Wer dies tun will, muss die Dornbuschszene in Ex 3 zum Referenztext machen. Jesus tut es aber nicht, wie Myriaden von Exegeten nach ihm. Er konzentriert seine Auslegung nicht auf das ominöse »Ich bin, der ich bin« in Ex 3,14, sondern schenkt der Interpretation dieser Selbstausslegung im Kontext Beachtung. Das ist sachgemäß, denn die Selbstausslegung im »Ich bin, der ich bin« bedarf der begleitenden Deutung. Und der Kontext in Ex 3 – gewiss nicht *una manu*, aber *unisono* – will sie bieten. Die im Kontext ostentativ betonten Gottesnamen, Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs (Ex 3,6.15.16), werden in Jesu Deutung zum Erweis, dass dieser Gott nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen ist. Das ist geistreiche Auslegung der Schrift. Jesus erkennt Gottes Wesen darin, dass er selbst in seine Namen die Beziehung zu (bestimmten) Menschen einschreibt. Abraham, Isaak und Jakob sind die Empfänger von Gottes Verheißung, nicht nur *ein* Volk, sondern *sein* Volk zu werden. In den Namen Abraham, Isaak und Jakob ist Gottes Beziehung zu den Seinen lebendig, die, wie die Geschöpfe überhaupt, Gottes ständiger Notfall sind. »Ich habe ihr Schreien angesichts seiner Bedränger gehört. Ja, ich kenne seine Leiden«, heißt es in Ex 3,7. Der Gott Abrahams, Isaak und Jakobs ist der Leben rettende Gott. Gerettetes Leben ist neu geschenktes Leben. Leben von dem Gott, für den Erschaffen und Retten dasselbe ist, weil beides aus Liebe geschieht. Gerne gibt dieser Gott an seinen Sohn seinen ureigenen Namen, Kyrios, weiter, weil dies Ausdruck desselben liebevollen Beziehungswillens ist wie seine Vorliebe für die Gottesnamen, in die die Menschen Abraham, Isaak und Jakob als Verheißung für uns alle, die wir aus seiner Liebe leben, eingezeichnet sind. Mit dem Wissen vom rettenden, lebendig machenden, an seinem Leben Anteil gebenden Gott können und sollten wir uns in die heute handelsüblichen Lebensdeutungen als Sachwalter christlicher Theologie einschalten.

*Dr. Reinhard Feldmeier,
Professor an der Universität Göttingen*

Literatur:

Reinhard Feldmeier / Hermann Spieckermann: Der Gott der Bibel

Aussprache

»DIE« Pfarrerschaft?

zu: *Wider den Zeitgeschmack in Nr. 6/14*
Sehr geehrter Herr Kollege Ost!

Im KORRESPONDENZBLATT Nr. 6 ist ein Leserbrief von Pfarrer Dr. Horst Jesse aus München abgedruckt. Eigentlich hätte ich Herrn Dr. Jesse persönlich angerufen, habe jedoch keine Anschrift bzw. Telefonnummer gefunden. Also bediene ich mich eines Leserbriefes, der auf diesem Weg hoffentlich beim richtigen Adressaten ankommt.

»Sehr geehrter Herr Dr. Jesse!

Ich finde es mehr als befremdend, wenn ein Kollege in einem Leserbrief von der skandalumwitterten bayerischen Pfarrerschaft spricht. Sind Sie nicht auch Teil dieser Pfarrerschaft? Ich muss ja nicht mit allem einverstanden sein, was in unserer Kirche geschieht – und ich bin es in der Tat nicht – aber dennoch würde ich niemals ein solches pauschales Urteil über »die Pfarrerschaft« abgeben. Sind Sie doch etwas barmherziger im Umgang mit Ihren Kollegen und Kolleginnen. Ich bin davon überzeugt, dass die allermeisten sich viel Mühe geben, auch wenn sie nicht vollkommen sind. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen die Gaben dessen, von dem es im Psalm 103 heißt: Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte.«

*Ralph Knoblauch,
Pfarrer in Tirschenreuth*

Wie es Euch gefällt?

zu: *Abendmahl für Ausgetretene*

in Nr. 5/14

Im letzten KORRESPONDENZBLATT wurde der Fall Jochen Teuffel angesprochen. Im aktuellen PUBLIK-FORUM 10/2014 wird unter der Überschrift »Paulus war kein Kir-

chenbeamter – Der evangelische Pfarrer Jochen Teuffel aus Vöhringen hat sich selbst angezeigt – weil er die Kirchensteuer abschaffen möchte« das Thema aufgenommen. Bereits seit mehreren Wochen wird der Fall des Darreichens des Abendmahls an eine Ausgetretene intensiv auch in sozialen Netzwerken diskutiert.

Ich habe in dieser Frage bereits mit Kollegin Hektor einen interessanten Mailwechsel geführt. Ich möchte dieses Thema aber nun ganz klar und deutlich auch im **KORRESPONDENZBLATT** ansprechen. Gestatten Sie mir zunächst, meine Anmerkungen, die ich Kollegin Hektor zukommen ließ, mitzuteilen:

»Der Abdruck der Stellungnahme von Pfarrer Teuffel wird vermutlich eine Diskussion anstoßen und die Wogen hoch schlagen lassen. Allein die Diskussion in Sozialen Netzwerken zeigt, dass es sich um ein Grundlagendiskussion handelt. (...)

Die bisherige Diskussion zeigt aber zugleich, dass ein Aspekt gänzlich vernachlässigt wird, der zwar nicht genuin theologischer Natur ist, dessen Tragweite aber nicht vernachlässigt werden sollte. Der Austritt des Gemeindegliedes galt – so die Aussage der Stellungnahme von Teuffel – nicht der Kirchengemeinde, sondern allein der Landeskirche und der landeskirchlichen Steuerpflicht. Das Gemeindeglied werde zukünftig auf freiwilliger Basis einen entsprechenden Betrag der Kirchengemeinde zukommen lassen.

Diese Aussagen sind problematisch.

Die Erhebung der Kirchensteuer ist Ausfluss des Selbstbestimmungsrechts der Kirchen und der Religionsgemeinschaften. Die Kirchensteuer hat dadurch den Charakter eines Mitgliedsbeitrages. Bezeichnend für den Umgang mit diesem Mitgliedsbeitrag ist die Besonderheit, dass die finanziellen Mittel innerkirchlich weiterverteilt werden. Anteilig erfolgen Zuweisungen an die Ortsgemeinden.

Insofern bedeutet die Kirchensteuer auch einen Solidarbeitrag für die Kirche, die nicht nur die Ortsgemeinde im Blick hat.

Wenn aber – wie im vorliegenden Fall geschildert – ein Gemeindeglied nur noch der eigenen Gemeinde einen entsprechenden Betrag zukommen lassen möchte, dann droht diese Solidargemeinschaft geschwächt zu werden. Der »Mitgliedsbeitrag« Kirchensteuer trägt die Personalkosten ebenso mit wie soziale Aufgaben. Und diese Gemeinschaft

ist mehr als nur die Ortsgemeinde. Dessen sollte sich auch jeder Gemeindepfarrer bewusst sein. Hinzukommt, dass diese »freiwillige« Leistung jederzeit ausgesetzt werden kann. Was dann aber entsteht ist nichts anderes als eine Konkurrenzsituation der verschiedenen Gemeinden. Es wird dort gegeben, wo am meisten geboten wird. Die Gemeinde, die sich am besten inszeniert, hat Vorteile. Was aber ist mit den Gemeinden in strukturschwachen Gegenden, in der Diaspora, in Gemeinden, die durch Abwanderung betroffen sind?

Ist die Gemeinschaft aller Gläubigen wirklich nur eine Gemeinschaft, in der man nach Gutdünken handelt? Der geschilderte Fall zeigt die Gefahr der Beliebigkeit deutlich. Bereits die frühe Kirche lebte aber auch von der Solidarität. Je mehr die Gemeinden wuchsen, desto größer wurde auch die Solidaritätsgemeinschaft. Würde man eine entsprechende Argumentation gelten lassen, dann darf auch gefragt werden, welchen Sinn überhaupt noch die Fürbitte für die weltweite Kirche hat.

Wenn sich diese Praxis durchsetzen sollte, so darf die Frage gestellt werden, wie die Institution Kirche weiterhin Bestand haben kann, wenn die Unterstützung vom guten Willen der einzelnen Gemeindeglieder abhängt (was auch im Zusammenhang mit der dem Kirchenaustritt wegen der Kirchensteuer bereits zu erkennen ist).

Das Verständnis für die Entscheidung des einzelnen Gemeindegliedes bedeutet nicht dessen Akzeptanz!«

[Ende Zitat]

Sollte Sich Kollege Teuffel gem. PUBLIK-FORUM auf den Apostel Paulus berufen, so kann ich diese Argumentation nicht nachvollziehen. Im Gegensatz zu Paulus sind die meisten PfarrerInnen verheiratet und haben eine Familie. Leider habe ich noch nicht erlebt, dass der Lebensmittelhändler, der Gaslieferant, der Holzlieferant, die Telekom etc. mir meine Ausgaben erlassen, weil ich Pfarrer bin. Es mag für den Kollegen Teuffel sicher bereichernd gewesen sein, dass er (siehe PUBLIK-FORUM 10/2014 S. 34) sagen kann: »Dabei habe ich die materiell armen, jedoch sehr lebendigen lutherischen (...) Freiwilligkeitskirchen kennengelernt.« Derartige Aussagen sind wenig hilfreich, wenn die Gegebenheiten in anderen Ländern mit denen hier verglichen werden.

Bei Teuffel nehme ich eine Haltung von Kreisen innerhalb der Landeskirche wahr, die Amtskirche schlecht zu

reden. Das System der Kirchensteuer darf sicher diskutiert werden, es garantiert aber gegenwärtig das Leben eines Pfarrers und seiner Familie. Dieses Argument mag denen, die in die theologische Tiefe eintauchen wollen, oberflächlich erscheinen und von rein weltlicher Natur zu sein. Ich denke, dass Kollege Teuffel aber deshalb so forsch sein kann, weil er davon ausgehen kann, dass sein Gehalt auch weiterhin bezahlt wird! Es kann aber nicht sein, dass wir uns hinter theologischen Aussagen verstecken und uns zugleich das existentielle Wasser abgraben.

Die andere Frage aber ist, was Teuffel mit seiner Aktion bezweckt. Ich habe das Gefühl, dass hier ein Jesus Christus bemüht wird, der gleich dem lieben Jesulein sowieso alle Menschen liebt und nichts fordert. Würde Teuffel, der sich auf die Seite der aus der Kirche ausgetretenen Frau stellt, bspw. Lukas 18 ernst nehmen, dann würde er erkennen, dass hier nicht die Beliebigkeit im Vordergrund steht, sondern dass es auch um das klare Bekenntnis zur Gemeinschaft der Nachfolger Christi geht. Nimmt man die Aussagen der Apostelgeschichte ernst, dann wird deutlich, dass die frühe Kirche kein »Beliebigkeitsverein« war, sondern eine klare Haltung der Nachfolger Christi forderte. Und dazu gehörte auch ein entsprechender Beitrag.

Ich halte es für äußerst problematisch wenn Kollege Teuffel hier die solidarische Kirche gegen die persönliche Entscheidung eines Gemeindegliedes ausspielt. Ob es bei der Aktion von Kollege Teuffel um Selbstdarstellung geht, vermag ich nicht zu entscheiden. Seine Haltung aber erscheint mir verantwortungslos und fragwürdig. Kirche ist mehr als ein Freiwilligenverein! Wenn ein Pfarrer der Evangelischen Kirche derart wenig Solidarität zeigt, dann muss er sich die Frage gefallen lassen: »Was hält ihn noch in der Evangelischen Kirche?« Kann es wirklich sein, dass Kirche zu einer Gruppierung wird, wo sich jeder das aussucht, was ihm gerade gefällt? Kann es sein, dass man es abnickt, dass sich Menschen nach ihrem Gusto pro oder contra ecclesiam entscheiden? Die Botschaft Jesu in dem Sinne zu verstehen, man könne nach Gutdünken mal Jesu nach folgen und mal nicht, ist abwegig.

Ich bitte Sie, das Thema intensiv diskutieren zu lassen.

Mit freundlichen Grüßen

*Wolfgang Rothe, Pfarrer
im Schuldienst, Neuhausen*

Liebe Leserin, lieber Leser!

»Ihre Geschichte ist ... kein Einzelfall... Unter den ca 500 Fällen von aktivem Mobbing in der evangelischen Kirche an Beamten, Pfarrpersonen, Angestellten sowie Ehrenamtlichen, die wir begleitet haben, stehen 5 Landeskirchen zahlenmäßig vorne an. Das sind: Die Rheinische Kirche, Hessen und Nassau, Bayern, Thüringen und Sachsen-Anhalt = jetzt EKM und die Sächsische LK. Allen EKD-Gliedkirchen ist gemeinsam der rechtsfreie Raum im Pfarrdienstgesetz...«

So schreibt Sabine Sunnus, die sich seit Jahren mit Konflikten in Gemeinden beschäftigt, an eine/n Kolleg/in. »Allen Mobbingprozessen ist gemeinsam – auch an angestellten Personen oder ehrenamtlich Verantwortlichen –, dass der entstandene Konflikt nicht ... ordentlich analysiert wird. Geschweige denn bearbeitet. Im Sinne des Pfarrdienstgesetzes ist das ja auch nicht nötig, danach zählt allein das Zerrüttungsprinzip, die Ursache zur angeblichen »Nachhaltigen Störung« muss nicht ermittelt werden.«

»Die Gemeinde« hat einen Konflikt – wer ist das? Die Frage stellt sich mir. Die Mehrheit der Gemeinde wird von Vorwürfen und evtl. Disziplinarmaßnahmen oft ebenso überrascht wie Außenstehende. Man mag das als Zeichen nehmen, wie anders Gemeinden sind als unser (theologischer) Anspruch an sie, das ändert aber nichts am Befund. Wäre es theoretisch noch denkbar, dass der Landeskirchenrat einmal an einer/m Pfarrer/in festhält, weil er der Meinung ist, der Kern einer Gemeinde (der den Konflikt mit Pfarrer/in hat) habe sich vom landeskirchlichen Kirchenbild so weit entfernt, dass Korrekturen nötig sind, auch, wenn sie weh tun und Konflikte machen?

Ich »kann ... sagen, dass wir in den 13 Jahren ca 280 Pfarrpersonen bei Mobbingprozessen in ihren Landeskirchen begleitet haben, ohne dass diese im Warte- oder Ruhestand geendet sind. Auch wenn die sogenannten Lösungen grundsätzlich zu Lasten der Pfarrpersonen und ihrer Familien gingen und gehen. Die »Ungedehlichkeitsverfahren«, die zum Teil unter öffentlicher Anteilnahme durchgezogen wurden, üben eine starke Signalwirkung aus. Allein die Tatsache, dass sich die

Pfarrpersonen in diesen Verfahren in einem weitgehend rechtsfreien Raum befinden, das heißt, sich nicht adäquat wehren können, hat immens abschreckende Wirkung. Das verbreitet Angst, mindestens Unbehagen. Es genügt bereits, mit dem Verfahren zu winken.«

»Das von der EKD-Synode einstimmig verabschiedete Pfarrdienstgesetz bietet ein breites Feld für vielerlei Spielarten und Machtausübungen, kurz: Mobbing.«

Und der Rechtsweg?, frage ich.

»Es stimmt, dass der Rechtsweg »unliebsam« gewertet wird. Einem jedem Beamten in der Kirche (steht) der Rechtsweg offen. Dafür gibt es die Kirchlichen Verfassungs- und Verwaltungsgerichte. Ruft aber einer dieses an, fällt er automatisch in Ungnade. Da herrscht eine merkwürdige Einigkeit, dass etwas, was jedem zusteht und ... rechtlich garantiert ist, »unanständig« ist. Das gehört sich nicht...in der Kirche. Das hat in ... der damalige Personalreferent NN ...während einer Gerichtsverhandlung gesagt: »Sie stehen hier vor Gericht, Sie glauben doch nicht, dass es für sie nochmal eine Pfarrstelle geben wird.« Dabei hatte der Betroffene nur von seinem Recht Gebrauch gemacht... Diese Pfarrperson hatte den Prozess gewonnen, aber dann ... keine Stelle, aber volles Gehalt bekommen. ... Vor Gericht zu ziehen ist ein besonderer Kraftakt, der psychische Widerstandskraft voraussetzt. ... Man muss ... abwägen, was ... das Wichtigste ist: Flüchten oder Standhalten. Nun gehört zu den Absurditäten in der heutigen Kirche, dass Theologen, die ihren Beruf nach bestem Wissen und Gewissen ausgeübt haben und sich »der Wahrheit« verpflichtet fühlen und diese auch tapfer zu vertreten versuchen, mit dieser »Pest-oder-Cholera«-Situation ... zwischen den Stühlen sitzen. Es ist und bleibt eine individuelle Entscheidung, ob der Rechtsweg – trotz schlechter Erfahrungen, auch, weil das Urteil in der Kirche nicht umgesetzt werden muss, weil es keinen »Zwangsvollzug« gibt, – also ob der Rechtsweg ausgeschöpft werden soll oder nicht.«

Gut, wenn man ohne Konflikte durchs Berufsleben kommt. Aber ist es für uns, unsere Kirche und Botschaft immer gut, Konflikte zu vermeiden?

Ihr Martin Ost

1 www.david-gegen-mobbing.de/

Ankündigungen

Landesverband für Kindergottesdienstarbeit

Landeskonzferenz LK/15

26.–28. 1. 15

Ort: Landvolkshochschule Pappenheim

Kosten für Verpflg. u. UK i. DZ trägt der Landesverband.

Godly Play – Einführungstag FT2/14

20. 09., 9.30 bis 16.00 Uhr

Ort: Nürnberg, Amt für Gemeindedienst

»Godly Play« versucht, Kindern auf eine spielerische Weise Zugänge zu Glaubensfragen zu vermitteln. Mit Hilfe kreativer Materialien und einer besonderen Raumgestaltung sollen bei den Kindern Neugierde, Forscherdrang und Lernfreude geweckt werden, mit der sie gemeinschaftlich und selbstbestimmt Sprachfähigkeit im Glauben entwickeln.

Kosten: 35,- € einschließlich Mittagessen. Bei Anmeldung bis 11.08.2014: 25,- € (nur für aktiv im KiGo Mitarbeitende).

Ökumenischer Kinderbibeltag Fach-Halbtage FT3/14

11.10., 9.30 Uhr bis 13.00 Uhr

Ort: München, Gemeinde St. Johannes

Den Katholikentag in Regensburg mit dem Titel »Mit Christus Brücken bauen« nehmen wir zum Anlass, einen ökumenischen Kinderbibeltag zu erstellen. Am Fachtag erhalten Sie einen inhaltlichen Einblick in den Kinderbibeltag (Mt 10,1–15, Kolosser 3,12–17), die Andacht und den Familiengottesdienst (Apostelgeschichte 2 – Pfingstwunder). Die kreativen Umsetzungen werden vorgestellt, ebenso die Bastelarbeiten und einzelne Spiele. Auf grundsätzliche Fragen zur Durchführung eines Kinderbibeltages wird bei Bedarf eingegangen.

Kosten: 10,- €. Anmeldung bis 12.09. Frühbucherpreis von 5,- € (nur für aktiv im KiGo Mitarbeitende).

■ **Geschichten, die stark machen** FT4/14

18.10., 9.30 bis 16.00 Uhr

Ort: Nürnberg, Amt für Gemeindedienst

Resilienz bezeichnet die innere Kraft mit der manche Menschen Krisen langfristig besser meistern als andere. Biblische Geschichten so zu erzählen, dass deutlich wird, wie wir beispielhaft den vielen Herausforderungen des Lebens begegnen können, ist ein Gebot der Resilienzförderung und jeder guten Erzähl-dramaturgie: Welche Krisen, Konflikte, kleine und große Abenteuer müssen die biblischen Gestalten bestehen? Welche Lösungsstrategien werden dazu entwickelt, erprobt oder verworfen? Wodurch wird Vertrauen gestärkt? Wie sieht das alles aus der Perspektive von Kindern aus?

Kosten: 35,- € einschließlich Mittagessen. Bei **Anmeldung** bis 08.09. Frühbucherpreis von 25,- € (nur für aktiv im KiGo Mitarbeitende).

■ **Grundlagen des Erzählens** FT5/14

25.10., 9.30 bis 16.00 Uhr

Ort: Nürnberg, Amt für Gemeindedienst

Eine biblische Geschichte frei erzählen, eigene Gedanken und Bilder beschreiben, nicht immer nur Vorlesen – das ist eines der Erfolgsrezepte für einen abwechslungsreichen Kindergottesdienst. Erzählen kann man lernen. An diesem Fachtag werden wichtige Grundlagen des Erzählens vermittelt und eingeübt.

Kosten: 35,- €. Bei **Anmeldung** bis 15.09. Frühbucherpreis von 25,- € (nur für aktiv im KiGo Mitarbeitende).

■ **Bewegungsspiele für Zwischendurch** Fachhalbtage FT6/14

08.11., 10.00 bis 13.00 Uhr

Ort: Nürnberg, Amt für Gemeindedienst

Bewegung ist gesund und hält Leib und Seele zusammen. Wir wollen miteinander erleben, was es heißt, dass Gott uns Raum schafft, um lebendig zu werden. Gott schenkt uns durch seinen Geist die Energie und Kraft, die uns in Bewegung setzt. Vorgestellt und ausprobiert werden neue und bekannte Spiele, die überwiegend weltlichen Charakter haben, aber auch in Verbindung zu religiösen Aspekten gebracht werden können. **Kosten:** 10,- €. Bei **Anmeldung** bis 29.09. Frühbucherpreis von 5,- € (nur für aktiv im KiGo Mitarbeitende)

■ **Super, dass Sie jetzt den KiGo übernehmen!** FK2/14

19.9./17.00 Uhr – 20.09., 16.45 Uhr

Ort: Heilsbronn, Religionspädagog. Zentrum

– Sie kommen in eine neue Gemeinde und sofort ist klar: Sie sollen das KiGo-Team übernehmen! Dabei hatten Sie mit dem KiGo schon länger nichts mehr zu tun.

– In Ihrer Gemeinde liegt der KiGo brach und sie wollen die Kirche mit Kindern gerne mit einem Team auf neue Beine stellen. Aber wie anpacken?

– Sie begleiten bereits das KiGo-Team, sind aber nicht wirklich zufrieden damit, wie es läuft?

Wir erarbeiten mit Ihnen die »Basics«, mit denen Sie weiterkommen: Konzept der Kirche mit Kindern und Platz im Gemeindeaufbau, Mitarbeitendenbegleitung, praktische Grundlagen des KiGo (Liturgie, Verkündigung/Erzählen, Raum,

Beziehungspflege, Werbung), sowie Tipps zu Vertiefung und Weiterarbeit.

Kosten: 50,- €. Bei **Anmeldung** bis 11.08. Frühbucherpreis von 40,- € (nur für aktiv im KiGo Mitarbeitende).

■ **Kinder entdecken Gott: Zertifizierter Erzählkurs Godly Play** FK3/14

22.10., 9.00 Uhr – 25.10., 16.00 Uhr

Ort: Kath. Universität Eichstätt

Godly Play ist ein religionspädagogisches Konzept, das auf der Montessori-Pädagogik aufbaut und Kinder einlädt, eigene kreative Zugänge zu biblischen Geschichten sowie Antworten zu Themen des Glaubens und Lebens zu finden. Diese sehr intensive, viertägige Fortbildung ist vom Wechsel von Aktion und Reflexion bestimmt. Neben Einheiten zur Theorie beinhaltet sie anhand von 15 Geschichten Gelegenheit zum Miterleben und eigenem Erproben.

Die erfolgreiche Teilnahme an dieser Fortbildung wird mit einem Zertifikat als anerkannter Godly Play-Erzähler honoriert. Die Zulassung zum zertifizierten Erzähl-Kurs setzt den Nachweis der Teilnahme an einem Einführungstag voraus.

Kosten: 380,- € für Kurs, Unterkunft und Frühstück. Bei **Anmeldung** bis 12.09. Frühbucherpreis von 330,- € (nur für aktiv im KiGo Mitarbeitende).

■ **Basiskurs für Jugendliche (14 – 17 Jahre)** BK2/14

27. 10., 14 Uhr) – 31. 10., ca. 13:30 Uhr

Ort: Pappenheim, Landvolkshochschule

Wir feiern Kindergottesdienst! – Aber wie geht das? Wie bereite ich einen Kindergottesdienst vor? Wie ist ein Kindergottesdienst aufgebaut? Wie erzählt man eine Geschichte anschaulich? Wie betet Mann/Frau mit Kindern? Welche Lieder und kreativen Möglichkeiten gibt es zur Ausgestaltung? Wie gehe ich mit »schwierigen« Kindern um? Wie können wir einladen und werben? Viele Fragen also! Auf die wollen wir gemeinsam Antworten suchen. Das Ganze mit viel Spaß und Abwechslung.

Kosten: € 80,- für Kurs, Unterkunft und Verpflegung. Bei **Anmeldung** bis 15.09. Frühbucherpreis von € 60,-.

Anmeldung: Postfach 44 04 65, 90209 Nürnberg, Sperberstr. 70, 90461 Nürnberg, Tel. 0911 4316 130, Fax 0911 4316 103, E-Mail: kinder-kirche@afg-elkb.de

Schwanberg

■ **Die Johannesoffenbarung – Interreligiöser Dialog**

http://www.kloster-schwanberg.de/index.php?q=et_veranstalter&tID=2724617

■ **Kontemplationstag**

http://www.kloster-schwanberg.de/index.php?q=et_veranstalter&tID=2724641

■ **Sommerfreizeit für Familien**

http://www.kloster-schwanberg.de/index.php?q=et_veranstalter&tID=2724725

■ **»Wer nicht mehr lernt hört auf zu können«**

Horizonte der Bildung bei Wilhelm Löhe

23. – 27. 7.

Ort: Neundettelsau, Haus Lutherrose

Die vierte Internationale Löhe-Konferenz der »International Loehes Society« widmet sich einem bei Löhe durchgehendes Thema. In Haus, Schule und Kirche sah Löhe nicht nur erhebliche Defizite, sondern auch Möglichkeiten der Bildung. Nicht immer ist 1853/54 gegründete Diakonissenanstalt als Bildungseinrichtung erkannt, geschweige den gewürdigt worden. In- und ausländische Referenten widmen sich den vielfältigen Facetten dieses bis nach Nordamerika reichenden Wirkens Löhes. Die Tagung ist öffentlich. Tagesgäste willkommen, Anmeldung erbeten.

Programm: www.iloes.net/de/

Kontakt (Dr. Christian Weber, Prof. Dr. Thomas Kothmann) und **Anmeldung:** info@iloes.net

Auskunft und auch **Anmeldung** 09874 – 689 34 12) und info@gesellschaft-fuer-mission.de Siehe auch ausführlichen Hinweis in KorrBl Nr. 1, Jan. 2014, Seite 16.

Studienzentrum Josefstal

■ **Machen wir eine Szene**

Grundkurs: Anspiele in der Arbeit mit Jugendlichen

08.-10.10.

Viele Andachten und Gottesdienste mit Jugendlichen kommen ohne das Anspiel nicht mehr aus. Ein Blick, eine Geste sagen oft mehr als tausend Worte. Rühren uns an, wecken uns auf, setzen uns direkt ins Bild: Wie im richtigen Leben! An solchen Bildern wollen wir arbeiten – praktisch und in kleinen Theorieeinheiten: Was macht ein gutes Anspiel aus? – Wie entwickeln wir szenische Einfälle zu einem Thema? – Wie kommt meine Gruppe ins Spiel? – Wie geht es nach dem Anspiel weiter?

Leitung: Rainer Brandt, Jens Uhlendorf

Kosten: 180,00 € VP im EZ

Zielgruppe: hauptberufliche und ehrenamtliche MitarbeiterInnen in der Jugendarbeit, PfarrerInnen <http://www.josefstal.de/kurse/methoden/2014-10-08/WdAT.html>

■ **Bibliolog Vertiefungskurs 2014**

Bibliolog mit biblischen Erzählfiguren

...weil jede/r etwas zu sagen hat

03.-05.11.14

Dieser Vertiefungskurs wendet sich an alle, die nach dem Grundkurs erste Leitungserfahrungen mit dem Bibliolog gesammelt haben. Er gibt Gelegenheit im Erfahrungsaustausch die eigene Praxis zu reflektieren und seine methodischen Fähigkeiten zu erweitern durch die Arbeit mit Erzählfiguren.

Voraussetzung für die Teilnahme am Vertiefungskurs: Abschluss des Grundkurses (mit Zertifikat) und Erfahrungen mit dem Bibliolog in der eigenen Praxis.

TeilnehmerInnen: 8 – 14 hauptberufliche MitarbeiterInnen in Jugendarbeit, PfarrerInnen, LehrerInnen, Ehrenamtlich Mitarbeitende

Leitung: Rainer Brandt, Jens Uhlendorf

Kosten: 200,00 € VP im EZ <http://www.josefstal.de/kurse/theologie/2014-11-03/z4bu.html>

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Absender:
Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Mainbrücke 16,
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Hanna Kraus, 1. Kind von Jana und Martin Kraus am 18.3. in Nürnberg (Wendelstein)

Gestorben:

Gertrud Sterk, 85 Jahre, zuletzt in Holzhausen, am 24.04.2014 in Nürnberg (Witwer: Pfr. i. R. Peter Sterk)

Friedrich Ziegler, 85 Jahre, zuletzt in Lauf a.d. Pegnitz, am 19.5. in Lauf a.d. Pegnitz

■ Spirituelle Begleitung Jugendlicher

Berufsbegleitende Weiterbildung/Aufbauprogramm für Multiplikator(inn)en in der gruppen- und projektbezogenen Arbeit mit Jugendlichen
5. Durchgang Start November 2014 - 2015
Basiskurs 1:

»Wenn Himmel und Erde sich berühren«
Spiritualität erfahren, entwickeln, (er)leben
10.11. - 14.11.

Ort: Josefstal

In diesem Teil liegt der Schwerpunkt auf der eigenen religiösen Sozialisation und gegenwärtigen spirituellen Situation meiner Person. Woraus lebe ich? Was sind meine Quellen? Welche Bedeutung hat die christliche Tradition in meinem Leben? Was verstehe ich unter religiöser Kompetenz? Wie kann diese (weiter-)entwickelt und genährt werden?

Leitung: Rainer Brandt, Gerborg Drescher

Mehr unter: <http://www.josefstal.de/kurse/spirituellebegleitung/index.html>

Detail Info: Marija Hirsch, Tel.: 08026/ 97 56-24; studienzentrum@josefstal.de

Informationen und Anmeldung: Studienzentrum für evangelische Jugendarbeit in Josefstal e.V.

Aurachstr. 5, 83727 Schliersee, Tel.: 08026/ 9756-0, Fax: 08026/ 9756-50,
eMail: studienzentrum@josefstal.de

EBZ Alexandersbad

■ »Komm in den Garten« Zeit für mich und Zeit für Neues

Alexandersbader Sommer
4.-10.08.

Gärten sind Orte für Erholung und Erbauung. Ob der geometrisch angelegte Park oder das kleine umfriedete Nutzgärtchen: das sorgsam gestaltete Grün lädt ein zur Bewegung in freier Luft, es versorgt und mit Nahrung und Heilkraft und schenkt uns Stille, Farben und Düfte. Wir können die Seele baumeln lassen, die Natur spricht zu uns über alle Sinne. Dazu lädt der Alexandersbader Sommer ein. Gemeinsam besuchen wir die Landschaftsparks der Umgebung, den Ökologisch-Botanischen Garten der Universität Bayreuth und den Kräuter-Schaugarten »Faßmannsreuther Erde«. Vorträge, kreative Elemente und kulinarische Genüsse lassen uns erleben, was ein Garten schenkt. Neben den gemeinsam erlebten Angeboten ist Möglichkeit für selbst bestimmte

Letzte Meldung

»Auszug mit Orgel«

*aus: Programm eines
Ordinationsgottesdienstes*

Zeit, für »Zeit mit Gott«, für den Besuch der Luisenburgerfestspiele. Mit neuer Inspiration kann es nach einem Abendmahlsgottesdienst am Sonntag zurück in den Alltag gehen.

Leitung: Team des EBZ Alexandersbad

Kosten: € 353,50 im Einzelzimmer mit Dusche/WC

Anmeldung: EBZ Alexandersbad, Markgrafenstr. 34, 95680 Bad Alexandersbad, Tel. 09232 99 39 0, Fax 09232 99 39 99, Mail: info@ebz-alexandersbad.de, www.ebz-alexandersbad.de

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, **Adressänderungen sowie Änderungen Ihres Dienstverhältnisses** rasch weiter zu geben an:
Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
Mainbrücke 16
96264 Altenkunstadt
Tel.: 09572 / 79 05 00
Fax: 09572 / 79 05 01
rix@pfarrerverein.de

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11 mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o.d.T., Tel.: 09861- 400 -135, Fax.: 09861 - 400 -154.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Corinna Hektor, Tel.: 0151-50654357, Geschäftsstelle: Mainbrücke 16, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72-79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrerverein.de